

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich K6 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährig 96.—
ganjährlig 192.—

Rückstellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
sendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Montag täglich (rüh)

Brasels Ende.

Während des Wahlkampfes zeigte sich eine einzigartige Erscheinung. Zuerst waren es zwei, drei der Kandidaten, die auf den Listen der Partei Brasels standen, die erklärten, von der Kandidatur zurückzutreten, in den nächsten Tagen wurden es immer mehr und binnen kurzem erreichte ihre Zahl ein halbes Hundert. War ein Wunder geschehen? Hatten sich die Leute erst in dem Augenblick besonnen, daß sie Brasels Politik nicht folgen können, da sie auf der Kandidatenliste standen? Bei seiner zweiten Partei ergab sich ähnliches. Ausgerechnet nur die Listen der von Brasel begründeten konservativen Agrarpartei zeigten diese Schwundschüßererscheinungen. Die Blätter von Brasels Widerpart, Svehlas, veröffentlichten täglich die von Brasel abgefallenen Kandidaten und erzählten, der Massenabfall sei die Folge heftiger Gewissensbedenken, die bei den Kandidaten Brasel ausgebrochen seien. Spät, aber nicht zu spät, hätten sie sich eines besseren besonnen und Brasel die Gefolgschaft gekündigt. Man hätte Herrn Svehla und die von ihm auch in der Politik des Staates befolgten Methoden nicht kennen müssen, um die naiven Märchenerzählungen der Svehlapresse glauben zu können. Das Wunder der unter den Kandidaten der konservativen Agrarpartei ausgebrochenen Massenepidemie erklärt sich anders: es ist schwerer, einer Partei die Wähler abzutreiben, also wurden die Kandidaten abgezogen, und mit diesem — man weiß schon mit welchen Mitteln erzeugten — Massenabfall wurde dann für die alleinseligmachende Agrarpartei des Herrn Svehla Aklame gemacht. An Geld fehlt es nicht, um solche Kunststücke fertig zu bringen und auch bei der Wahl der Mittel zur Einschüchterung der Kandidaten, um ihren Verzicht zu erpressen, wird niemand dem Herrn Svehla Strupel zutrauen. Er versteht es, das Wahlgeld und die Demokratie zu korrigieren, wie neben manchem anderem auch die Wahlreform zeigte, die er noch knapp vor Sessionsabluß im Parlament durchbrachte und deren schwindelhaften Bestimmungen er es schließlich auch verdankt, wenn ihm jetzt die Aussicht blüht, die von den Wählern abgelehnte allnationale Koalition dennoch wieder aufzurichten. Brasel und seine engeren Freunde brachten sicher im Wahlkampf große materielle Opfer, aber was immer sie aufgewendet haben mögen, es können doch nur Bettelsummen sein gegen die Mittel, welche Svehlas Partei aus verschiedenen Quellen aufzubringen imstande ist und so mußte, wie vorauszu sehen war, das unter ungleichen Voraussetzungen begonnene Rennen mit einer Niederlage Brasels enden.

Herr Brasel hat nun aus der Niederlage die Konsequenzen gezogen und ist von der Führung seiner Partei zurückgetreten. Er habe, so schreibt er in der von ihm veröffentlichten Erklärung, sich davon überzeugen müssen, daß nicht die großen Ideen, sondern die Macht des Kapitals und der Brutalität festgelegt haben. Von den „großen Ideen“ sollte Brasel nicht sprechen. Das Bedürfnis nach diesen großen Ideen machte sich bei ihm erst geltend, als die zwischen Brasel und Svehla längst währende persönliche Rivalität in offene Feindschaft ausgebrochen und es Svehla gelungen war, seinen Nebenbuhler aus der tschechischen Agrarpartei hinauszudrängen. Solange er in der Partei Svehlas stand und von ihr hohe Funktionen empfang, ließ er nichts von seinen späteren „konservativen“ Anschauungen merken. Erst als er sich vor die Türe gestellt sah und durch eine neue agrarische Partei Svehla aus dem Sattel werfen wollte, entdeckte er zugleich mit der Notwendigkeit, der neuen Partei ein Programm zu geben, auch das Bedürfnis nach einer anders gearteten politischen Einstellung. Dieses Zusammenfallen seiner gegen Svehla gerichteten Nachgelüste mit seinem plötzlich erwachten „konservativen“ Betätigungsdrang war nicht geeignet, ihm im politischen Leben Sympathien zuzuwenden. Wenn auch das Gefühl für sittliche Reinheit in der herrschenden Sumpfkultur sehr überwältigendes ist, so war doch auch seine korruptionistische Tätigkeit im Spiritus-

Der neuerliche Massenabbau deutscher Staatsangestellter.

Schar'er Protest unterer parlamentarischen Klubs.

Der Klub der deutschen sozialdemokratischen Abgeordneten und Senatoren hat sich in seiner ersten Sitzung vor allen anderen Angelegenheiten mit der in jüngster Zeit neuerlich vorgenommenen Massenentlassung deutscher Angestellter, insbesondere der Eisenbahner und Postbediensteten befaßt. Er spricht seine tiefste Empörung über diese unerhörte und die schlimmsten Besürchtungen übertreffende Maßnahme aus, die überdies allen gegebenen Versprechungen, sowie sogar gegen den Geist und Wortlaut des ohnehin jeder Berechtigung hohnsprechenden Abnahmengesetzes widerspricht. Der Klub betrachtet diese Maßnahme als einen Gewaltakt der Regierung gegen die deutschen Arbeiter und Angestellten. Schon anlässlich der Budgetberatung wurde durch die Sprecher unserer parlamentarischen Vertretung festgestellt, daß die in Aussicht genommene sachliche Beurteilung nur beim Abbau tschechischer Angestellter und Arbeiter beobachtet wird, während gegenüber den deutschen Bediensteten, namentlich seitens der Eisenbahn- und Postverwaltung, dagegen mit brutalen nationalstaatlichen Gewaltmethoden vorgegangen wird. Das Ausmaß von 10 Prozent wird bei den tschechischen Angestellten und Arbeitern nicht im entferntesten erreicht, bei den deutschen jedoch bei weitem überschritten. Dazu kommen die Maßnahmen der jüngsten Zeit, die sich offensichtlich als ein Vernichtungsfeldzug gegen die nacheinander der deutschen Arbeiter und Angestellten darstellt. Der Zweck der Abbauaktion geht offensichtlich aus dem von der nationalsozialistischen Partei erlassenen und von den Ministern Beneš, Frankl und Ströber gezeichneten Wahlausruf hervor: die systematische Verdrängung der deutschen Arbeiter, Angestellten und Beamten, und die Tschechisierung des deutschen Gebietes. Die Brutalität dieses Vorgehens wird noch dadurch verschärft, daß die abgebauten Angestellten und Arbeiter um die Vorteile der längst versprochenen Regulierung der Bezüge und Ruhegehälter betrogen werden. Die deutschen sozialdemokratischen Abgeordneten und Senatoren werden alle Mittel in Anwendung bringen, um den Kampf gegen dieses unerhörte Unrecht vor der gesamten Öffentlichkeit zu führen und sie wissen sich in diesem Bestreben eins mit der massenbewußten deutschen Arbeiterschaft, der insolge dieser Maßregelung verschärfte Arbeitslosigkeit droht und die den Kampf der Staatsangestellten und Arbeiter als ihren Kampf führen wird.

Bergeblüher Ansturm.

Alle Winkelzüge der Opposition gegen den Locarnopakt erfolglos.

Berlin, 26. November. (Eigenbericht.) Die deutschnational-völkisch-kommunistische Obstruktion versucht durch allerhand Winkelzüge den Vertrag von Locarno noch im letzten Moment zu Fall zu bringen. Die Opposition im Reichstag wollte heute die Abstimmung über den Pakt von Locarno von der über den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund trennen, obgleich die Vereinbarungen von Locarno abhängig sind von dem Eintritt in den Völkerbund. Dann versuchten sie durch Mißtrauensanträge gegen das Kabinett des Reichspräsidenten und den Außenminister an der Unterzeichnung in London zu hindern; doch hat das Kabinett seinen Mißtritt bereits angeündigt, so daß es gar nicht mehr gestürzt werden kann. Weiters hatte die Opposition behauptet, der Vertrag von Locarno be-

deute eine Verfassungsänderung, für die eine Zweidrittelmehrheit des Reichstages erforderlich sei. Ein Gutachten des Reichsjustizministeriums hat aber auch diese Hoffnung der Opposition zunichte gemacht. Schließlich wollten sie die Verdrängung des Locarnogesetzes um zwei Monate hinauschieben, wozu nach der Verfassung ein von einem Drittel der Reichstagsmitglieder eingebrachter Antrag genügt. Aber auch dieser Plan mußte scheitern, da das Gesetz durch einfache Abstimmung als dringlich erklärt und dann vom Reichspräsidenten sofort verkündet werden kann.

In der heutigen Abstimmung anlässlich der zweiten Lesung wurde denn auch die Locarnovorgabe mit 271 Stimmen gegen 159 angenommen. Die Schlußabstimmung findet morgen statt.

fortell für ihn keine Empfehlung. Mit seinem konservativen Programm konnte Brasel nicht viel aufdecken, denn an „Konservatismus“ ist auch bei Svehla und seiner Partei kein Mangel. Brasel wollte den politischen Kurs im Staate „nach Rechts“ dirigiert sehen, als ob es überhaupt noch mehr nach Rechts gehen könnte. Brasel sah ein gewisses Fortschreiten der Reaktion in anderen Ländern und er hoffte, auch er könne nun mit der Reaktion sein politisches Geschäft machen. Seine Forderung, es müsse das Zusammengehen mit den sozialistischen Parteien in der Regierung aufhören, war auch kein besonderer Schlag, denn die tschechischen Agrarparteilisten wissen, daß sie sich auf ihren Svehla verlassen können. Dieses Zusammengehen mit den tschechischen Sozialisten hat den agrarischen Kapitalisten zwar nicht alle Hoffnungen erfüllen lassen, aber es machte ihnen das Sigen an der staatlichen Futtergrappe möglich, und das macht schon etwas aus. Mit dem Konservatismus konnte Brasel den Svehla nicht aus dem Felde schlagen. Svehla, der den Parlamentarismus in der denkbar schwersten Weise schädigte, die Demokratie erschlug und der Reaktion in der Republik freies Feld schuf, braucht einen Konkurrenten auf dem Gebiete des Konservatismus nicht zu fürchten. Brasels „große Ideen“ haben also nicht die entsprechenden Abnehmer gefunden, aber er hat natürlich Recht, wenn er sagt, die Macht des Kapitals und der Brutalität habe festgelegt.

So schreibt denn Brasel als ein Schiff-

brüchiger aus dem politischen Leben. Er wird darin nicht fehlen und niemand wird seinen Abgang beklagen. Herr Svehla, der stärkere und einflußreichere Konkurrent, hat ihn zur Strecke gebracht. Sein Scheitern hinterläßt schon deshalb keine Lücke, weil es sowohl nach der Seite der persönlichen wie der moralischen Qualitäten der Brasels noch genug gibt. Er und diejenigen, die ihn gehaßt und bekämpft haben, sind einander durchaus würdig. Die „große Idee“ Brasels war, die Politik als Sprungbrett zur Erlangung persönlicher Macht auszunutzen. Es gibt viele Seinesgleichen. Als Brasel in die Politik eintrat, war er arm wie eine Kirchenmaus, er ist gleich vielen anderen während seiner politischen Laufbahn ein reicher Mann geworden, der sich Kämmer, Würden und Ämtern zu sichern verstand. Die Vertretung der kapitalistischen Interessen ist ein einträgliches Gewerbe, das besonders in diesem Staate in Schwung gekommen ist. Brasel ist bei seinen Bemühungen, emporzukommen, mit anderen, die noch stärkere Ellenbogen besitzen als er, in Konflikt geraten und ist dabei unterlegen. Seine Vergangenheit ist mit der noch immer in Dunkel gehüllten Spiritusaffäre belastet, aber diejenigen, die ihn hinausgedrängt haben, und ihn der Korruption anklagen, haben noch nicht den Beweis ihrer besseren moralischen Qualitäten erbracht. Brasels Bedeutung war nicht groß, doch der Fall Brasel ist symptomatisch und charakteristisch für die politischen Verhältnisse und darum ist wohl dieser Nekrolog nicht ohne Notwendigkeit geschrieben worden.

Die Politik der Ueberwachungen.

Rom, im November 1925.

Im Ausland muß man den Eindruck haben, als litte das politische Leben Italiens an epileptischen Anfällen. Von Zeit zu Zeit kommt eine Periode der Spannung, die sich dann in Jappeln und reaktionären Krämpfen entladet. Jede Periode der Spannung wird eingeleitet durch ein Abflauen dessen, was man als Enthusiasmus der Massen bezeichnet. Als im Dezember vorigen Jahres die Enthüllungen über die Vorgeschichte des Prozesses Matteotti den Antifaschismus der Bevölkerung hervortreten ließ, setzte gleich das Gewebe von großen politischen Ereignissen ein und dann kam der Anfall: die Rede Mussolinis vom 3. Jänner, mit der Verhängung, daß in 48 Stunden die ganze politische Situation des Landes geklärt und umgestaltet sein werde. Und es erfolgte nichts anderes, als eine systematische Abwürgung der Oppositionspressen. Der 3. Jänner avancierte so zum „historischen Tage“, denn seitdem wurden etwa die Hälfte aller erscheinenden Nummern der antifaschistischen Blätter beschlagnahmt. Diesmal nun, im Herbst, wo das Greifbare kommen sollte, hatten wir auch eine Periode abflauenden Enthusiasmus. Die Jahrgänge des „Marches auf Rom“ haben eine große Teilnahmslosigkeit des Publikums bewiesen; bei allen faschistischen Umzügen fehlte völlig jede Beifallsbezeugung der Menge. Es mußte also wieder etwas „Historisches“ beigelegt werden. Nachdem eine Verschwörung in Terni mißglückt war, weil außer der faschistischen Presse niemand von ihr wußte, ein Attentat auf Farinacci ebenso erfolglos blieb, weil sich die erforderlichen Angelpunkte nicht fanden, wurde ein Attentat auf Quaglia — Capello aufbewahrt, das den Vorzug einer besseren Aufmachung hatte. Dank diesem Attentat stehen wir nunmehr in der Periode des Jappeln und Stoßens der Reaktion. Es macht sich wie ein regelrechter epileptischer Anfall.

Ein Attentat, bei dem nichts geschehen ist, bei dem der einzige Beweis in einem verpackten Gewehr und in einem gemieteten Hotelzimmer besteht, ist in einem normalen Lande nicht zu großer Verwerflichkeit geeignet. Anders in Italien, wo die Polizei den Mann, der das Gewehr gekauft und das Hotelzimmer gemietet hat, schon seit langem kennt und schützt, und von ihm genau unterrichtet ist über jede Bewegung, jede Absicht des als „Attentäter“ zu verwerdenden Mannes. In der Geschichte wird das Attentat vom 4. November — wenn für so winzige Dinge Platz in der Geschichte ist — als Attentat Quaglia bezeichnet werden. Das hat uns das Ministerium des Innern selbst verraten, indem es dieses ehrenwerte Individuum, das von ihm als „Attentäter“ angestellt worden war, in Freiheit gesetzt hat. Und das, nachdem des langen und breiten über die Tätigkeit dieses Journalisten Quaglia berichtet worden war, wie er alles getan, um Janiboni die Tat zu erleichtern, wie er geholfen hat, ihn zu verbergen, kurz, wie er das wichtigste Element in der Vorbereitung der Tat war.

Es ist der Presse verboten, irgend etwas anderes als die offiziellen Nachrichten über den Anschlag zu bringen, aber das einfache Nachdenken genügt, um deutlich die Grundlinien der Situation zu enthüllen. Das Regime brauchte einen Vorwand zu schärferer Reaktion und dazu ist ein Attentat immer das Zweckmäßigste. Ob man nun wirklich den früheren einheitssozialistischen Abgeordneten Janiboni suggestioniert hat, einen Anschlag zu machen, oder ob man ohne sein Wissen den Anschlag plausibel gemacht hat, ist für die moralische und politische Bewertung der Sache gleichgültig. Die clebsche Farce wird itzig, sobald wirklich ein Mann sich durch einen irregulären Idealismus bis zum Hinopfern des eigenen Lebens hat treiben lassen, während ihm ein Lump zur Seite stand, der aus seinem heroischen Wahn Geld für sich und Unheil für andere destillierte. Aber der Kern bleibt der gleiche: es handelt sich um bestellte Arbeit, von der das Ministerium des Innern vom ersten Tage an wußte, ja, deren erster Tag im Ministerium des Innern anfang.

Ueber den Zweck und Nutzen der Arbeit kann man keinen Augenblick im Zweifel sein: das Attentat sollte die Popularität Mussolinis heben und den Vorwand für einen neuen Vorstoß der Reaktion bieten. Von einem Zusammenhang zwischen

Zaniboni und Capello ist nichts, aber auch gar nichts beweisen: beweisen ist mir, das Duoglia einen solchen Zusammenhang herzustellen zu tragen hat. Die einen sagen, daß er am 3. November den General Capello mit Zaniboni zusammenbrachte, wobei er vier Polizisten als Zeugen vorbereitet hatte; die anderen berichten, daß Duoglia sich von Capello — auf offener Straße und wieder in Gegenwart von Polizisten — ein Paket geben ließ. Dies Paket soll 1000 Lire Scheine enthalten haben, die der eheliche Leibarbeiter Duoglia Zaniboni abgeliefert haben will. Wir wüßten gern, wenn es nicht indiskret ist, was denn vom 3. Abend bis zum 4. früh aus diesen 50.000 oder 100.000 Lire geworden ist. Man hat nicht gehört, daß sie bei Zaniboni beschlagnahmt wurden. Sollten sie ganz allein den Weg ins Ministerium des Innern zurückgefunden haben, wie ein Pferd den Weg in den Stall?

Als Ertrag des Attentats haben wir die völlige Unterdrückung der gegnerischen Presse, die der Parteiführer Marinacci jetzt auch auf den „Corriere della Sera“ ausdehnen will. Da die faschistische Presse absolut keine Leser findet und so viel Geld kostet, daß die Unternehmer und Agrarier eine starke Zahlminderung an den Tag legen, war die völlige Beseitigung der nichtfaschistischen Blätter eine finanzielle Notwendigkeit für die herrschende Partei. Weiter haben wir die Besetzung aller Logen des Freimaurerordens, was einen doppelten Zweck erfüllt: man glaubt, Hand auf alle Mitgliederlegen zu legen, was einmal die Wahrung aller antisfaschistischen Freimaurer erlaubt, dann die Verheimlichung der Zugehörigkeit zum Orden der in leitender Stellung befindlichen Faschisten. Zweiter Zweck ist die Beschlagnahme des Eigentums des Ordens, was ohne offene Rechtsbeugung, ohne eigentlichen Diebstahl nicht möglich ist, denn der Besitz der Freimaurer ist zivilrechtlich Privatbesitz, da der Orden als solcher keine Rechtsfähigkeit besaß, also nichts erwerben konnte.

Der äußerste Flügel der faschistischen Partei verpricht sich von dem Attentat eine reiche Bluternte. Nicht nur Zaniboni soll zum Tode verurteilt werden, sondern die meisten Persönlichkeiten der Opposition. Wir glauben nicht, daß diese christlichen Wünsche erfüllt werden, wenn Mussolini die Zügel in der Hand behält. Der Fall Matteotti hat den Ministerpräsidenten gelehrt, daß das Blut der Gegner einen bitteren Nachgeschmack läßt. Die Nachgiebigkeit wird nicht so hoch gegessen werden, wie sie gefocht ist. Wir glauben, daß es für Zaniboni zwei Lösungen gibt: der „Selbstmord“ im Gefängnis und die Begnadigung mit sofortigem Abschied ins Ausland. Den Prozeß wird man nicht machen, auch vor dem Militärgericht nicht. Dazu hat man die Sache zu schlecht eingetaktet.

Unüberwindlich wird die Reaktion alles, was nicht faschistisch ist, lahmlegen und plündern. Zu diesem Zweck tritt am 18. d. M. die Kammer zusammen. Dann soll Italien die Probe machen, ob ein moderner Staat, der kontrollos einer vorwiegend parasitären Klasse ausgeliefert ist, unter der sich notorische Verbrecher befinden, jene Funktionen versehen kann, die der Staat heute im sozialen Leben erfüllt. Es ist ein interessantes Experiment. Sind alle Forderungen der Demokratie, wie sie anderthalb Jahrhunderte ausgefordert haben, nur eine zwecklose Ideologie, so kann der Faschismus noch Jahrzehnte das Land ausrauben. Entpredien sie aber einen Erhaltungsbedarf der Gemeinschaft, so werden wir den Staat ohne demokratische Kontrolle und ohne Kritik der öffentlichen Meinung soweit verrotten sehen, daß er erhaltungsunfähig wird. Hier liegt

Italiens Problem, das die epileptischen Anfälle der Reaktion momentan vergessen lassen können, in dessen Lösung aber das Schicksal des Faschismus eingeschlossen ist. Er kann vernichten: das hat er gezeigt; nun soll er zeigen, ob er ohne das Verbrechen existieren kann.

Frankreichs Schicksalsstunden.

Nach Herriot er. o. glos. — Die Sozialisten lehnten den Eintritt in sein Kabinett ab.

Paris, 26. November. (Eigenbericht.) Die Sozialisten haben nach bewagten Beratungen, die den ganzen Vormittag ausfüllten, den Eintritt in das von Herriot geplante Kabinett abgelehnt. Dieser Beschluß wurde in der Mittagsstunde einstimmig vom Parteivorstand gefaßt, nachdem die sozialistischen Vertrauensmänner wiederholt mit den Delegierten der anderen Kartellfraktionen und mit Herriot persönlich konferiert hatten.

Der Standpunkt der Partei wurde in einer Resolution niedergelegt, in der der feste Wille der Sozialisten betont wird, Finanzmaßnahmen zur Gesundung des Landes durchzuführen, und zwar entweder selbständig oder unter Mitarbeit mit den republikanisch-demokratischen Parteien, allerdings unter der Voraussetzung, daß die Regierungskoalition entschieden und energisch geführt werde, wie dies die jetzige Lage erfordert. Es wird konstatiert, daß ein großer Teil der Mitglieder der radikalen Linken und ebenso auch beide Generalobersterhalter der Finanzanschlüsse sich für eine Politik des Aufschubes einsetzen und den unerlässlichen Maßnahmen

den, durch welche der Inflation begegnet werden würde, ausweichen. Weiter wird in der Resolution daran erinnert, daß die Konzeption der Regierungskoalition der Ansicht der sozialistischen Partei nicht entspricht, welche keine Hindernisse und auch eine eventuelle zeitweilige Unpopulartät nicht fürchtet. Deshalb lehnt die Partei das von Herriot gemachte Angebot der Zusammenarbeit ab.

Die Radikalen sind um 4 Uhr nachmittags zu einer Fraktionsberatung zusammengetreten. Herriot leitete diese Beratung bei. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die Frage, ob die Radikalen ein rein sozialistisches Kabinett unterstützen sollen. Nach dieser Beratung teilte Herriot dem Präsidenten mit, daß er das Mandat zur Kabinettsbildung zurücklege.

Der Präsident der Republik berief hierauf um 17 Uhr den Senator Sarrau zu sich und beriet sodann mit dem Vorsitzenden der radikalen Fraktion, Carala, und mit dem Vorsitzenden des Senates de Selves. Um 19 Uhr wurde Aristide Briand neuerlich in den Elysee-Palast berufen.

Arbeitsaufnahme in Steyr.

Steyr, 26. November. (Eigenbericht.) Die Arbeiter von Steyr haben heute mit 2279 gegen 376 Stimmen die Vereinbarungen, die ihre Vertreter in Wien abgeschlossen hatten, genehmigt. Die Kommunisten hatten zwar eine Agitation dagegen entfaltet und in die beiden Betriebsversammlungen ihre Redner entsendet. Die Stimmungsmache der Kommunisten vermochte aber an dem Endergebnis nichts zu ändern. Nach der Abstimmung setzte sich der Betriebsrat mit der Direktion ins Einvernehmen und wurden die Arbeiter bestimmt, welche die vorbereitenden Arbeiten für die Eröffnung des Betriebes zu leisten haben. Die Arbeitsaufnahme wird am Montag oder Dienstag erfolgen.

Die Lohnbewegung der Arbeiter.

Wien, 26. November. (Eigenbericht.) Die Post- und Telegraphenangestellten, die seit einiger Zeit in Lohnverhandlungen stehen, haben heute das Angebot der Generaldirektion als ungenügend abgelehnt. Der Generaldirektor erklärte in der Aussprache mit den Gewerkschaftsvertretern, daß die Verwaltung wohl zur Fortsetzung der Verhandlungen bereit sei, aber über die bisherigen Zugeständnisse nicht wesentlich hinausgehen könne.

Die Regierung hat die Vertreter der Angestellten für Samstag zu Verhandlungen eingeladen. Die Vertreter der Postangestellten erklärten jedoch, daß sie zwar zu den Verhandlungen kommen würden; wenn aber bis Montag keine günstigen Ergebnisse erzielt werden sollten, dann würden sie ein bis 4. Dezember befristetes Ultimatum stellen.

Ein Denkmal der Republik in Wien.

Wien, 26. November. Bis zum Jahre 1928 soll nach den Absichten der Gemeindeverwaltung an hervorragender Stelle Wiens ein würdiges Erinnerungssymbol aus Anlaß der Feier des 10-jährigen Bestandes der Republik, und zwar ein Denkmal errichtet werden. Als Preis für die zu diesem Zwecke geplante Ausschreibung des künstlerischen Wettbewerbes wird die Gemeinde zunächst einen Betrag von 30.000 Schilling widmen, der in das Budget für 1926 eingestellt ist.

Vom ihrlichen Kreischauplatz.

Wien, 26. November. (Reuter.) Die aufständischen Druzen haben vor dem Eintreffen der Franzosen im Dorfe Raschaja das gesamte Gebiet geräumt. Der größte Teil der Druzen verließ dieses Dorf noch vor dem Angriffe der Franzosen, doch befand sich die Festung noch immer in der Gewalt der Aufständischen, als Verstärkungen von Spahis in das Dorf eindrangen. Es wurde sich ein letzter Kampf gegen Mann, wobei auf dem Kampfplatze viele tote Druzen verblieben. Französische Truppen verfolgten die Aufständischen.

Bulgarisches.

Sofia, 26. November. (RIA.) Zwischen den Dörfern Galaboci und Gurguliat unweit von der bulgarisch-jugoslawischen Grenze verlustigen Mittwoch vier mit Handgewehren und Handbomben bewaffnete bulgarische Emigranten die Grenze zu überschreiten und schossen auf die bulgarische Grenztruppe, welche dadurch genötigt war, das Feuer zu erwidern. Zwei von den Angreifern wurden getötet, den zwei anderen gelang es, nach jugoslawischem Gebiete zu flüchten. Bei der Schießerei wurde ein bulgarischer Soldat getötet und zwei leicht verletzt.

Inland.

Glinski tritt nicht in die Regierung ein.

Prag, 26. November.

Wie wir erfahren, sind die Verhandlungen Glinski betreffend den Eintritt in die Regierungsmehrheit als gescheitert anzusehen. Der Führer der slowakischen Volkspartei weilt seit einigen Tagen in Prag und knüpfte Beziehungen zu allen Koalitionsparteien an. Zuletzt verhandelte er mit Dr. Krnata. Auch diese Fühlungsnahme ist als ergebnislos anzusehen.

So erklärt sich auch die radikale Schreibweise des heutigen „Slovak“, der erklärt, daß die Volkspartei ihre Taktik nicht ändern werden, solange das bisherige System andauert. Nur in einem Falle würden die Volksparteier immer gemeinsam mit Krnata vorgehen, und zwar dort, „wo es sich um den Schutz katholischer Interessen handelt“.

Am Schluß der Verhandlungen wurde trägt nicht zuletzt der Standpunkt des slowakischen Agitators Dr. Sobka bei, der erklärt haben soll, daß die Opfer, die durch den Eintritt der Glinski in die Regierung erkaufte würden, zu groß wären. Die slowakischen Sozialdemokraten nahmen während der Fühlungsnahme den gegenteiligen Standpunkt ein. Sie waren für die Einleitung von Verhandlungen mit Glinski, um ihn mit der Verantwortung zu belasten. Freitag tritt in Tyrnau der Klub der Abgeordneten und Senatoren der slowakischen Volkspartei zu einer Beratung zusammen, um die Forderungen der slowakischen Volkspartei genau zu formulieren.

Der Dniwitzer Herkule „Masinec“, der immer gut informiert ist, schreibt über den Mißerfolg der Verhandlungen folgendes: „Diese Forderungen Glinski sind für alle tschechoslowakischen staatsrechtlichen Parteien unannehmbar. Keine nationale staatsbildende Partei kann über diese Forderungen verhandeln. Und damit ist auch die Antwort auf die Frage: „Werden sich die tschechischen mit den slowakischen Volksparteier vereinigen?“ gegeben. Sie werden sich nicht vereinigen, weil sie diese programmatische und realpolitische Unterschiede trennen. Die tschechoslowakische Volkspartei beharrt unerschütterlich auf dem nationalen Charakter der tschechoslowakischen Republik und auf der durch die tschechoslowakische Nation repräsentierten staatlichen Einheit.“ Die Verbindung beider Parteien lehnt der „Masinec“ mit folgenden Worten ab: „Weider ist also eine Verbindung der slowakischen Volksparteier (Ludovic) mit den tschechoslowakischen Volksparteier (Csl. Lidovec) nicht möglich und dieses Verhältnis wird auch lange so bleiben. Es handelt sich nicht um einen Personenstreit, sondern um programmatische Unterschiede, um verschiedene Staatsauffassung, um verschiedene Auffassung über die inneren Einrichtungen des Staates.“

Konstituierung der Klubs unserer Abgeordneten und Senatoren.

Unsere parlamentarische Vertretung hielt am 26. November ihre konstituierende Sitzung ab, wobei für den Abgeordnetenkklub Genosse Dr. Czech zum Vorsitzenden, die Genossen Hilebrand und Bohl zu seinen Stellvertretern, ferner in den Klubvorstand die Genossen Schaffer und Taus, sowie als deren Ersatzmänner die Genossen Hadenberg und Grünzner gewählt wurden. Der Senatsklub wählte zum Vorsitzenden den Genossen Dr. Heller, zu seinem Stellvertreter den Genossen Niehner,

Der große Mann.

38 Roman von Schiller Marmorek.

Taschner konnte ihn nicht den Satz vollenden lassen. Er merkte, daß Burckhardt seit einiger Zeit gar zu oft von seinem nahen Ende sprach und es krampte ihm das Herz zusammen, wenn er darin Vorahnungen wirklicher Ereignisse erkennen sollte.

„Die Jugend und die Anstalt!“ sagte er. „Erhalten Sie sich ihnen! Sie sind müde, Herr Professor! Gehen Sie aufs Land, schöpfen Sie neue Kraft für jene, denen Ihre Lebensarbeit gilt, für die Jugend und für die Anstalt.“

Burckhardt schüttelte den Kopf. „Die Zeit drängt. O, sie drängt. Und ich habe noch mein Pensum zu erledigen. Zuerst, vielleicht noch als Einziger, die Afrikanische Krankheit. Die Befreiung von dieser Last möchte ich noch geru meinem Volk schenken. Da will ich mich von nichts halten lassen, auch von der Natur nicht. Ich war stärker als sie am Experimentierisch und ich werde sie besiegen, auch wenn es um mich selber geht!“

Burckhardt hob die Arme auf und stand gleich einem beschwörenden Mönch da. Der Anblick dieses aufrechten alten Mannes, seines von Ergriffen erhellten Gesichtes, des unwillkürlichen Pathos in seiner Stellung wirkte herrlich.

„Ja, ich muß noch die Afrikanische Krankheit erledigen. Um jeden Preis!“ Die Erregungen dieses Tages und die letzten Anstrengungen — da lange die Hände hochzuhalten und so zu stehen — das alles hatte wieder den Druck vorn an der Brust erzeugt. Er verbiß den Schmerz, doch sein Gesicht, das sich ein wenig gerötet hatte, war fahl geworden. Tränen traten ihm in die Augen. Er tat, als

ob er sich zur Arbeit niederlegen wollte und sagte noch: „Warte nur, balde.“ Dann ließ er sich in den Fauteuil fallen.

Taschner nahm Abschied. Er glaubte, die Andeutungen zu verstehen. Der große Mann wollte arbeiten. Kaum war Taschner vor der Tür, so gab Burckhardt alle Posen auf. Jetzt war er wieder ein in Schmerzen zusammengekrampfter alter Mann.

Taschner aber eilte fort. Zuviel Gefühle schwebten in ihm und er wollte niemand sehen. Er ging so schnell er nur konnte, die kurze Strecke, die von den Strahenzügen in die Felder ins Freie führte. Er nahm den Hut ab und bot die Stirne der kühlenden Luft dar. Er blieb stehen, tief wieder und machte von neuem Halt und sah minutenlang zur Anstalt hin, die inmitten der vom Winde zerrütteten Bäume lag. Der Anblick dieses Hauses gab ihm die Ruhe. Tief atmete er auf, ehe er den Heimweg antrat, durch die Villenstrahlen an der feierlichen Abgeschlossenheit der Anstalt vorbei, dann durch das Kleinbürgerliche Gebiet der Stadt zu.

22.

Es war erstaunlich, was sich nun der Vater Dieffenberger erlaubte. Er entfachte eine Agitation, deren Unruhe weit über seine bisherige Anhängererschaft hinaus die Menge ergriff. Jetzt waren es nicht mehr bejahrte Gräfinnen und kraftlose Pensionisten, die keine Vorträge in privaten Zirkeln anhörten, sondern, von seinem flammenden Wort und auch von der Not, gepackt, die allen das Kolonialebentener und die Afrikanische Krankheit brachten, folgten ihm große Massen. Er rief daß die Söhne des Volkes zu wissenschaftlichen Studienzwecken verwendet würden, er forderte zum Widerstand gegen alle Organisationen auf, die derartigen unwürdigen Zwecken dienen und sie vorbereiten sollten. Damit lapidierte er Kleinbürger, Frauen, Unzufriedene,

solche, die von den Ereignissen der nützlichen Kolonialpolitik gelitten hatten oder sich vor ihnen fürchteten. So entstand das, was der Ministerpräsident fortwährend erschrocken zu konstataren pflegte: eine Bewegung. Die Bewegung, die in der Wählerarbeit des Vaters Dieffenberger ihren Ursprung hatte, war aber dauernder und ernsthafter als andere, vor denen der Ministerpräsident warnte. Hier war auch seine instinktive Abwehr gegen jede Bewegung, die Retradre nicht möglich. Wie sollte auch ein Rückzug bewerkstelligt werden? Man konnte einer gegen die Wissenschaft gerichteten Aktion nicht nachgeben, das war nicht europäisch. Man konnte aber auch nicht sie zu unterdrücken suchen, dazu hatte sie, oben und unten, in den Kreisen, an denen man achtungsvoll vorbeischaute und in anderen, die zahlenmäßig eine Macht darstellten, schon zu viele Stützen.

Der Ministerpräsident berief den Ras seiner Kollegen, zunächst, um dem Unterrichtsminister, der ihm mit seinem Temperament schon längst auf die Nerven ging die heftigsten Vorwürfe zu machen. Wie habe er auch in eine so hoch politische Angelegenheit, wie es die Afrikanische Krankheit sei, so mutwillig und ganz allein hineintappen können? Woju der Kongreß? Der Unterrichtsminister war empört und bot seine Demission an. Damit war aber nichts getan. Der Kongreß stand vor der Tür und der Vater Dieffenberger drohte mit seiner Bewegung.

Der Finanzminister wäre gerne bereit gewesen, die Sache auf sich zu nehmen und ein Verbot oder eine Verchiebung ins Ungewisse mit budgetären Notwendigkeiten zu erklären. Aber dagegen wandte sich der Kriegsminister, der zwar wie er gleich ankündigte, demnächst Geld für neue Kavalleriepferde beanspruchen werde, aber doch die Befreiung von der Afrikanischen Krankheit, die ihn bedrückte, von der Wissenschaft, und diesmal vom Kongreß erwartete. Die

Worte des Kriegsministers machten großen Eindruck und der Unterrichtsminister, der sich schon von allen allein gelassen glaubte, sagte neben ihm, seinen Kongreß zu retten. Das war freilich keine leichte Sache mehr. Der Vater hatte früher doch gewisse Grenzen eingehalten, er hatte nur diese Grenzen vor ihm niedergeworfen, ihm diese Willkür ermöglicht? Aber der Minister hatte seine Entschlossenheit wieder. Er ging so weit, in seine Rede einzuflechten, daß man hier die radikalsten Parteien mit sich haben könne, die trotz allem Haß gegen die koloniale Politik doch die Obskurantenpolitik des Vaters frei bekämpfen würden. Sie würden dadurch innerlich geschwächt werden, da sie dann in derselben Sache mit der Regierung und gegen sie sein müßten. Trotz allen machiavellistischen Argumenten wurde die Situation des Unterrichtsministers nicht besser. Er fand bei seinen Kollegen nicht den rechten Anklang. Nur der Kriegsminister sprach für ihn, aber die Tatsache, daß er auch Geld für Kavalleriepferde haben wollte, nahm seiner Unterstützung erheblich die Wirkung. Der Unterrichtsminister sah sich schon im Geiste zu dem Meinen gezwungen und blamiert. Da hatte er eine brillante Idee.

„Meine Herren, wir können überhaupt allein, so wir sind, keinen Einfluß fassen. Bedenken Sie doch, daß die Afrikanische Krankheit und der Kongreß, der er gewißmal sein soll, nicht bloß eine politische Frage ist. Sie ist ein wissenschaftliches Problem und wir sind so glücklich, den bedeutendsten heutigen Biologen zu besitzen und wollen entscheiden, ohne ihn zu befragen? Ueberlassen wir ihm das Wort! Er mag fragen, ob der Kongreß notwendig ist oder nicht. Wir werden dann seine Wünsche so formulieren, wie wir verstehen. Aber sie sollen es sein, die uns leiten!“

(Fortsetzung folgt.)

zum Schriftführer Genossen Paroli und zum Ersahmann im Klubvorstand Genossen Rehl.
Der Klub besahe sich sodann in eingehender Aussprache mit den neuen Bewohnern gegen die deutschen Staatsangehörigen und beschloß eine Protestresolution, die wir an anderer Stelle zum Ausdruck bringen. Er beauftragte den Klubvorstand, sofort bei den zuständigen Stellen mit aller Energie einzuschreiten. Nachdem noch eine Reihe dringender Vorbereitungsarbeiten für die kommende Parlamentsession erledigt worden waren, wurde die Sitzung geschlossen.

Blinder Eifer ändert nur.

Der Reichsberger „Vorwärts“ entlarvt gestern wieder einmal den Verrat der französischen Sozialdemokraten: „Die französischen Sozialpatrioten wollen die Regierung übernehmen“, heißt es da, und „die Arbeitermassen in Frankreich sind nicht sehr erbaut“ davon. Zwar ist der „Arbeiterverrät“ noch nicht vollzogen, unsere französischen Genossen haben die fetten Ministerpfründe noch nicht erobert. Aber der „Vorwärts“ hat seit Urzeit bereits gefällig, das mit den Worten schließt:

„Die französischen Sozialpatrioten finden natürlich die allerhöchsten Begründungen für ihren unwiderstehlichen Drang nach den Ministerposten. Im Berliner „Vorwärts“ berichtet z. B. ein ungenannter französischer Sozialist, daß von der Regierungsbeteiligung der französischen Sozialisten das Schicksal Frankreichs abhängt und es ist die alte Ullnei, mit der die Regierungssozialisten ihren Verrat an den proletarischen Interessen immer wieder begründen.“

Während der „Vorwärts“ in Reichsberg die französischen Sozialdemokraten also hinstreckte, veröffentlichten seine Genossen in Paris einen Aufruf, in dem es heißt, daß die französischen Kommunisten unter der Bedingung einer progressiven Kapitalabgabe, des Friedensschlusses in Marokko und Syrien und eines energiegelassen Kampfes gegen den Faschismus eine Kartell- oder eine sozialistische Regierung unterstützen könnten!

Wir gäben was drum, wenn wir das Gesicht der „Vorwärts“-Redakteure beim Empfang dieser Meldung hätten sehen können.

Kommunistische Demagogie.

Die „Arbeiter“-Kandidaturen.

Als im Wahlkampf die Argumente der Kommunisten auf uns nur so niederprasselten, da fanden wir darunter wiederholt auch das eine, daß die KPC die einzige wirkliche Arbeiterpartei sei, denn ihre Kandidaten ständen zum größten Teil in Betrieben, seien richtige Arbeiter, während auf den sozialdemokratischen Kandidatenlisten nur „Gewerkschaftssekretäre, Redakteure und Krankenkassenbeamten“ zu finden seien. Zwar stimmte weder die Behauptung, daß die Kommunisten überwiegend Betriebsarbeiter kandidierten, noch jene, daß es bei den Sozialdemokraten umgekehrt wäre. Wir gingen aber dennoch auf dieses kommunistische Argument damals nicht näher ein, weil wir die Arbeiter denn doch als reich genug ansehen, um diese plumpe Demagogie zu durchschauen. Nicht darauf kommt es an, ob der Kandidat einer Arbeiterpartei Lohnarbeiter ist oder etwa Sekretär, auf welchen Posten ihn ja lediglich das Vertrauen der Arbeiter stellt, sondern darauf, wer vermöge seiner Fähigkeiten die Interessen der Arbeiterklasse oder, was für die Sozialdemokratie gleichbedeutend ist, die Aufgabe, die ihm die Partei stellt, am besten zu vertreten vermag. Jetzt aber, wo die Wahlen vollzogen sind, lohnt es sich vielleicht doch, sich die „überwiegend“ aus Arbeitern bestehenden parlamentarischen Fraktionen der Kommunisten näher anzusehen.

Der „Vorwärts“ weist nunmehr von 81 kommunistischen Abgeordneten und Senatoren 23 Arbeiter aus. Zwei Drittel sind also „Bonzen“. Das dünkt uns vom kommunistischen Gesichtspunkt aus allehand. Dabei wäre es aber vielleicht nicht unrichtig, diese 23 kommunistischen Arbeiter, die jetzt Parlamentarier wurden, Revue passieren zu lassen: vielleicht gibt es unter ihnen noch mehrere „Betriebsarbeiter“ in der Art Chlumetzsch, der als Münzarbeiter angeführt ist, die letzten fünf Jahre aber im Senat zugebracht hat, oder wie der „Eisenbahner“ Brusa oder die „Kleinbauern“ Bobner und Mikulid oder der „chemische Arbeiter“ Sedorjal, die alle in den letzten fünf Jahren schon Abgeordnete oder Senatoren waren, die aber jetzt noch vom „Vorwärts“ als „Arbeiter“ geführt werden. So kommt man natürlich leicht auf das Verhältnis 23 von 81.

Trotz dieses unwürdigen Stills muß aber der „Vorwärts“ immerhin noch 13 Redakteure angeben, die jetzt Abgeordnete und Senatoren sind; und wenn er in rührender Bescheidenheit nur sieben Sekretäre und fünf Krankenkassenangestellte ausweist, so kommt das daher, daß (beispielsweise) Salal und Louzil schlicht als „Privatangehörige“,erner Leuzil als „Handelsangestellte“ und schließlich Salen, der erste Wähler der Prager „Agitprop“, als „Lehrer“ angegeben werden:

Damit aber insbesondere die deutschen Arbeiter, die kommunistisch wählen, sehen, wie viele von ihnen Parlamentarier geworden sind, sei festgestellt: von den acht deutschen kommunistischen Abgeordneten, die der „Vorwärts“ ausdrücklich als „Deutsche“ bezeichnet, sind nur zwei, nämlich Ellner und Heißler, angeblich Gewerkschaftler von den anderen sechs aber sind (laut Verzeichnis im „Vorwärts“), vier Redakteure (Krelich, Reusatz, Stern und

Die Schande Europas.

Der Faschismus in Rumänien. — Unerhörte Zustände im Reiche des letzten Hohenzollern. — Ein Blutbefleckter Barbarenstaat, Mitglied der kleinen Entente und Bundesgenosse der Tschekoslowakei.

Gestern wurde gemeldet, daß der berühmte französische Romandichter Henry Barbusse in Bukarest mißhandelt und zum Verlassen Rumäniens gezwungen wurde. Barbusse ist Vorstandsmitglied der Internationale geistiger Arbeit, eines Bundes von Künstlern, Gelehrten und bekannten geistigen Führern des jungen Europa, der sich große Verdienste um die Bekämpfung jeglicher Barbarei in Europa erworben hat. Im Auftrag dieses Bundes war Barbusse, der dazu sicher der Berufenste ist, nach Rumänien gereist, um die sozialen, politischen und kulturellen Verhältnisse des Landes zu studieren, das sich in den letzten Jahren den traurigen Ruhm erworben hat, die Reaktion mit den grausamsten und barbarischsten Mitteln durchzuführen, die nur denkbar sind. Barbusse, der während des Krieges den Mut fand, in seinem Roman „Das Feuer“ die wichtigste Anklage gegen den Krieg zu erheben, die neben den gleichzeitig entstandenen, aber später erst publizierten „Sehen Tagen der Menschheit“ von Kraus geschrieben wurde, konnte mit Fug und Recht als Anwalt der Menschlichkeit das Land aufsuchen, in dem noch immer ein Hohenzoller die Krone trägt und unter seiner Patronanz, im Glanze seines Diadems eine Bande von korrupten Finanzgrößen und Berufsbemögogen, Großgrundbesitzern und Analphabeten im Generalsrang Millionen von Menschen nicht nur wirtschaftlich bis aufs Blut ausbeutet, sondern auch durch bestialische Methoden ihrer primitivsten Menschenrechte beraubt. Seit vier Jahren herrscht in Rumänien der Minister

Bratianu

als Sachwalter der bis ins Mark korrupten liberalen Partei und der Finanzbourgeoisie. Bratianu ist derselbe Mann, der Rumänien in den Krieg gehrt und damit Hunderttausende in den Tod gelogt hat, damit schließlich jenes größere Rumänien entstehen konnte, das nicht nur eine räumliche größere Barbarei, sondern auch eine in ihren Mitteln noch weniger wahlverherrliche Tyrannei bedeutete, als es der alte Völkerricht war. Der Pariser Rechtsanwalt Henry Torrès, der während des Schandprozesses von Tatar-Bunar als Verteidiger der angeklagten Bauern in Rumänien weilte, sagt von der liberalen Partei:

„— eine Partei, mit welcher keine französische Partei verglichen werden kann, weil sie den Regierungsterrorismus im Dienste der rumänischen Hochfinanz und Großindustrie repräsentiert und seit ihrem Regierungsantritt eine erbarmungslose Diktatur über die Bauernschaft ausübt.“

Diese Partei kann sich eben nur durch eine erbarmungslose Diktatur und durch den ärgsten Terrorismus am Ruder erhalten, denn jede demokratische Wahl würde Bratianu und seine Leute hinwegfegen, weil nicht nur die unterdrückten Bauern, nicht nur die Bessaraber und die Sozialisten, sondern auch die nationalen Minderheiten in Lebensgefahr, der Bulowina und der Dobrubtscha das stärkste Interesse daran haben, der

Wünsch, ein Sekretär (Kirsch) und ein Krankenpfleger (Schmerdel).

Soweit sich also die Arbeiter etwa wirklich von den Arbeiterkandidaturen der Kommunisten imponieren lassen, werden sie wohl jetzt den Schwindel erkennen. Plump, nichtsnutzige Demagogie — das ist auch in diesem Falle das Un- und Auf der kommunistischen Führerschaft, die ja auch förmlich parteipflichtig zu jedem Schwindel, zu jeder Lüge und zu jeder falschen Vorpiegelung verpflichtet ist, wenn es nur der Partei im Augenblick zu nützen vermag.

Den übermäßigen staatlichen Aufwand für Repräsentation kritisieren die „Libove Rob.“. Sie weisen auf die Tatsache hin, daß sich die Staatsfinanzen der Tschekoslowakei in keinem großartigen Zustand befinden und behaupten, daß das Aufnehmen von Anleihen im Ausland, damit am nächsten Ersten ausgegahlt werden könne, kein Zeichen einer günstigen Finanzlage ist. Auch die berühmte Aktivität der Staatsvoranschläge die sich mit einer plumpen Maskierung der Milliarden beschleunigen, um welche sie überschritten wurden, sei eine Lüge. Weiter schreibt das Blatt: „Wir haben 17 Ministerien, so daß sich in dieser Hinsicht die Großmächte vor uns verstecken müssen. Ministerien... mit all der prächtigen Repräsentanz, mit all den überflüssigen Menschen, die um die Minister herum springen, deren Suite auf ihren Ausfahrten bilden und ihre amtliche Tätigkeit darauf beschränken, die arbeitenden Beamten im Beamtenstatus zu überprüften. Für alle diese Ministerien und zahlreiche andere Behörden werden große repräsentative Paläste gebaut oder sollen gebaut werden und für alle Minister werden in diesem je zwei Wohnungen sein: eine Privat- und eine Repräsentationswohnung. Die Ranglisten nicht nur der Minister, sondern auch verschiedener anderer Chefs werden bei uns mit einer in der ganzen Welt in keinem unbekanntem Pracht ausgestattet, in der ganzen Republik wimmelt es von Autos. Wenn ein Minister eine Dienstreise unternimmt, um Unternehmungen zu beschleunigen, von denen er gar nichts versteht, so begleitet ihn eine Kette von Autos, um die ihn auch der selbige Franz Berdi-

herrschaft der liberalen wie der konservativen Partei, die sie nach fünf oder sechs Jahren gewöhnlich abzulösen pflegt, ein Ende zu bereiten.

Das Organ, mit dem die Regierung ihre Macht aufrecht erhält, ist neben und vor der Armee die sogenannte Siguranza, eine Art Gendarmerie, die — wie ihr Name sagt — eine Sicherheitswache ähnlich der deutschen Zippo sein soll. Nun herrscht in Rumänien alles andere als Sicherheit des Lebens und des Eigentums, kein Land Europas hat ein so blühendes Räuberwesen und wie nach den Zeiten Schillerischer Räuberromantik Sehnsucht trägt, der braucht nicht weit zu wandern, in Rumänien findet er alles, was Dergens Begehr. Ganze Armeen mit Artillerie und Maschinengewehren werden gegen die Räuber aufgebildet, aber trotzdem ist es bisher nicht gelungen die großen Banden in den Karpaten und im Donaudelta unschädlich zu machen. Dabei sind diese Räuber wahrlich das geringste Übel, das einem in Rumänien widerfahren kann. Im Vergleich zu den Räubern großen Stils, zu den Kapitulanten und Senkern des Staates sind sie recht harmlos. Auch sonst herrscht in Rumänien keineswegs die Ordnung, die doch die Folge des Vorhandenseins einer so zahlreichen Siguranza sein sollte. Die Beamten, die keine Gehälter bekommen und stehlen müssen, die Reisenden, die mehrlos den Erpressungen der Finanzorgane ausgeliefert sind, wissen ein Lied von der Ordnung in Rumänien zu singen. Die Siguranza aber hat anderes zu tun. Sie muß die Opposition niederhalten und wenn schon der Herr Ministerpräsident Bratianu in eigener Person die oppositionellen Abgeordneten „hunde“ tituliert, dann müssen die Methoden seiner Schergen entsprechend kräftiger sein. Hermann Wendel, der beste deutsche Kenner des Balkans, schreibt über die

Siguranza :

„Weltkrieg und Bürgerkrieg haben auch in Deutschland die Herzen gegen Greuel abgestumpft, aber die Foltern der rumänischen Inquisition lassen ebft dem Abgeschriebenen kaltes Entsetzen über den Süden. Unmensliche Strafschläge und Peitschenhiebe, auch für Frauen, gehören zu den Torturen geringen Grades. Raffiniert ist die Wasserker, bei der der Häftling mit schweren Eisenketten belastet in kaltem Wasser haßt. Oder er wird in den Teufelskessel gesteckt und abwechselnd an die Decke der Zelle hochgehoben und auf den mit Glascherben und spitzen Steinen bedeckten Fußboden fallen gelassen. Einer wurde nackt und gefesselt mit einer Wildkatze zusammen in einen Sack gebunden, auf den Gendarmen mit Säcken hieben, so daß das vor Schmerz und Angst rasende Tier dem Mann den Leib zerfleischte. Auch Salz in die Wunden der Gequälten zu streuen, oder ihnen siedendes Öl in die Ohren zu schütten, zählt zu den beliebtesten Torturen. — Kulturnachrichten aus Rumänien! Gebrochene Rippen, stellte der Czernowitzer „Vorwärts“ fest, eingeschlagene Nasen,

hand beneiden würde. Eine Anzahl von Jagdrevieren in der ganzen Republik werden für die Herrschaften aus Prag besonders auch für die großen Herren aus dem Bodenanu, erhalten, und zwar in einem Zustand, über den selbst die in diesen Dingen verdächtigsten Ausländer staunen... Weil wir das Geld dazu haben halten wir auch mehrere Hunderte von Abgeordneten und Senatoren aus. Diese zahlenmäßig imposante Versammlung hat zwar alle gesetzgebenden und Regierungsvorgänge auf ihre Füße übertragen, aber sie geht ins Parlament im allgemeinen nur um die Diäten und die Spezialitäten-Zigaretten, die für sie die Tabakregie erzeugt... Das Abgeordnetenhaus hat zur Bequemlichkeit der Herren Abgeordneten das einzige Gebäude beschlagnahmt. Das in Prag für die Kunst erbaut wurde und hat es mit großen Kosten adaptiert, daß auch jeder Zweimannklub eigene Räume hat, wenn er beraten will, wohin er abends Vier trinken gehen soll... Wenn der Staat, der hungriige Beamte, Offiziere, Gendarmen, Finanzwächter, Unteroffiziere hat... einen solchen Luxus treibt, ist das ein schlecht geleiteter und verwalteter Staat, der Zeit hat, andere Wege zu betreten und sich von denen zu befreien, die nur das können, was sie bisher geübt haben. Der Staat und seine Bürgerschaft haben kein Interesse daran, zweimal so viel Ministerien und dreimal so viel Abgeordnete zu erhalten, als gebraucht werden. Der Staat hat nur daran im Interesse daß jeder Heller der staatlichen Gelder dreimal umgedreht wird, bevor er ausgegeben wird... Was könnte man alles für die Millionen leisten, mit welchen der Ministerpräsident in der ganzen Republik Jahr für Jahr eine Unmenge von Feiern ausbittelt, damit sie unter den unglücklichen den Ruhm seiner Koalition verkünden!...“

Dr. Wolff tritt dem Hinfall bei. Der auf die gemeinsame polnische Liste ins Abgeordnetenhaus gewählte Dr. Wolff — Dr. Wolff gehört der polnisch-kristlichen Partei an, an zweiter Stelle stand ein polnischer Sozialdemokrat — beabsichtigt, dem Klub der Sozialisten beizutreten. Die polnische Sozialdemokratie befreit für Sonntag eine Parteikonferenz nach Teschen ein, wo zur geschaffenen Situation Stellung genommen wird.

abgeschundene Haut, und abgerissene Fingernägel, das sind so einige Quaken der Wahrheitsermittlungsmethode der Siguranza.“

Alle Schauderromane verblasen gegen diese blutrünstige Wirklichkeit und der italienische Faschismus, das Salgenregiment Janoffis, ja selbst Horstys Badefuren und Gefängnis erscheinen als menschliche Strafmethoden gegenüber den Gemaltaten, die im Lande „unseres hohen Verbündeten“, des letzten Hohenzollernkönigs, geschehen. Selbst ein bürgerliches Blatt, der Bulareiter „Adeveru“ schreibt:

„Unter dem Vorwand, den Kommunismus zu bekämpfen und Komplote zu enttarnen, foltern und martern die Agenten des Herrn Romulus Benescu Tag und Nacht tausende und tausende Menschen, von denen viele der kommunistischen Aktion völlig fernstehen.“

In einem Lande, in dem weder Menschlichkeit noch Gesetz geachtet wird, in dem die Bürger willkürlich verhaftet, geschlagen und gefoltert werden von Individuen, die der Staat besonders dafür bezahlt, dürfen wir uns nicht nicht wundern, wenn die Leute zu Verzweiflungstaten getrieben werden. Im zaristischen Rußland waren die Behörden gesetzlicher und menschlicher als die gegenwärtige rumänische Verwaltung.“

Der Czernowitzer „Vorwärts“ schreibt über einen Prozeß:

„Jon Palade, ein Schuster, wurde mißhandelt, bis ihm das Blut aus Mund und Nase zu rinnen begann. Da ihm mit weiteren Mißhandlungen gedroht wurde, schnitt er sich die Pulsadern durch, da er den Tod weiteren Qualen vorzog. Die Kommunistin Elena Popovici wurde in entsetzlicher Weise mißhandelt. Popovici-Dorena wurde blutig gefoltert. Der Arbeiter Kenter wurde bestialisch geprügelt. Beim Anblick seiner Qualen fiel die Frau des Doreana in Ohnmacht. Das Gleiche widerfuhr dem Tanase Camburoglu infolge der erlittenen Mißhandlungen. Die in den Anstalten der Malajer Siguranza auf solche Weise „Veramthandelten“ schleppten sich dann, Hund an Hund, auf allen Vieren in den Arrest zurück, um sich von den erlittenen Bestrafungen zu erholen, bis — zur Fortsetzung der Prozedur!“

Wahre Orgien feierte dieser Barbarismus während des Prozesses von

Tatar-Bunar.

Bessarabische Bauern hatten sich gegen die Herrschaft der rumänischen Siguranza im September 1924 erhoben. Mit einer ganzen Armee rückten die Rumänen gegen das Dorf Tatar-Bunar vor. Die Soldaten verloren im Kampfe fünfzehn Mann, die Bauern rund zweitausend Tote. Gegen die fast unbewaffneten Bauern hatte man Haubitzen und Luftkanonenboote aufgebildet. Sechzig in einen Keller gesperrte Gefangene wurde man mit Giftgas und unglückliche wurden nach dem bekannten Rezept „auf der Flucht erschossen“. Fünfshundert Ueberlebenden machte man den Prozeß, der trotz der Anwesenheit französischer Rechtsanwälte als schamloser Justizskandal infamiert wurde. Foltern und Erpressungen dauerten Tag und Nacht an, schon halb tot empfangen die Gemarterten ihre Todesurteile. Einen Teil der Anwälte wog man zum Verlassen des Landes und wie thner, so ist es jetzt Barbusse ergangen, den sein Gewissen getrieben hatte, sich der Lebensgefahr eines Aufenthaltes in Rumänien auszusetzen. Aber die Barbarei des alten liberalen Regimes scheint noch nicht zu genügen. Es hat sich auch in Rumänien eine

fascistische Organisation

gebildet, die für noch schärfere Mittel, für noch argeren Terror eintritt. Ihr Führer ist der Kronprinz Carol, der vor kurzem in Prag mit allen der Republik zur Verfügung stehenden Ehren empfangen wurde, ja, der Gast des humanistischen Masaryk sein durfte. Es muß überhaupt ausgesprochen werden, daß dieses Regierungssystem, das in Rumänien herrscht, seine außenpolitische Sicherung durch die kleine Entente und die Bosnien des Herrn Benes erfährt. Die tschechische Republik findet es nicht unter ihrer Würde, zur Erhaltung der Zustände beizutragen, die eine brennende Schande der Kultur Menschheit darstellt. Dieses Regime verübt mutien im Frieden Unlatten und Massenmorde, gegen die alle Kriegsverbrechen verblasen.

Ueberflüssig fast ist es, zu erwähnen, daß sich rumänischen Faschisten, so wie die deutschen, Zeichens des

Safentrenzes

bedienen. Unter diesem Zeichen, unter dieser Flagge des Mordes, segelt heute jegliche Schmach und was in Rumänien so traurige und grausame Wirklichkeit ist, das war und ist ja wohl auch die Sehnsucht jener Leute, die die politischen und Genemorde in Deutschland verübt haben und gutsehen, denen Mussolini ein Abput. Horstys und sein Agent Tibor v. Eckhart liebe Freunde, und das fascistische Rumänien ein Feind sind.“

Wir Sozialisten aller Länder können auf diese Reaktion am besten bekämpfen, indem wir im eigenen Lande, in der eigenen Nation den Faschismus austrotten und ächten, auch hier gilt das oft zitierte Wort:

„Den Feindlich zu schlagen, wirf deinen Feindlich!“

Die an Barbusse verübte Schandtat muß das Gewissen Europas wachrütteln, sie muß alle Menschen, die des menschlichen Namens wert sind, zum Kampfe gegen den Faschismus in jeglicher Form aufrufen!

Caesaren-Wahnsinn.

Ein Rückbild von Josef Maria Frank.

Als vor wenigen Tagen die Weltpresse aus dem Schwarzhemd-Zuchthaus der Matteotti-Mörder den neuesten (diesmal rechnerischen) Lobjuditsanfall des hysterisch eiteln und durch die Weltkritik in seiner Großmannsucht gekränkten, geisteskranken Diktators Mussolini: „Zwei Millionen Männer stehen sprunghoch und warten auf mein Wort!“ melden konnte, tauchte hier und dort, die größtentwahnstunne Seite des vom kleinen Journalisten und Anarchisten zum unumschränkten Diktator und ungehinderten Nacht-Sadisten heraufgespielten „Duce“ und „Führer des Königs“ kommentierend, das Wort „Caesarenwahnsinn“ auf. Wiederum, unfähig für die an sich modern gestaltete Zeit aller Geisteswissenschaften, aktuell geworden, mag daher eine kurze Zusammenfassung der Geschichte des Caesarenwahnsinns — das Wort wurde durch Gustav Freytag in seiner Prägung in der „Verlorenen Handschrift“ ein geflügeltes Wort — angebracht sein.

Was die sozialdemokratische Presse im Fall Mussolini richtig hervorhob, läßt sich auf den Caesarenwahnsinn verallgemeinern: er ist nicht politisch, sondern nur pathologisch zu erklären. Wie jede bestimmte Berufsart die Gefahr einer bestimmten geistigen Erkrankung in sich trägt — man denke nur an den bekannten geistigen Klaps des ausgeprochenen Büromenschen, des Schaltergerberus, des Philologen, des Künstlers, des Paragraphengeistes usw. — so hat auch das Amt zu „herrschen“ fast stets die Wirkung, irgendein geistiges Gebrechen zu begünstigen und in Herrscherfällen meist schon vorhandene oder aufkeimende sadistische Neigungen ungehindert und mächtig ausbreiten zu lassen. Hundertfach bietet uns die Weltgeschichte dafür Beispiele: wie ein roter, blutiger Faden zieht sich die Spur des Caesarenwahnsinns durch die Jahrhunderte dahin — und wird sich dahin ziehen, solange menschliche Urneigungen im Menschen wohnen. Nur einige der markantesten Beispiele aus dem Musteralbum der Geschichte mögen davon erzählen.

Wo Mussolini heute selbstherrlich diktiert, in Rom, wüteten im ersten Jahrhundert n. Chr. drei Caesaren; die diesem Wahnsinn ihren Namen gaben: Caligula, Claudius und Nero.

Caligula

als Einundzwanzigjähriger Erbe des größten und reichsten Weltimperiums, brachte kleine geistiger Krankheit, Lust zu Verwechslung und sexuellen Ausschweifung mit — sein junger Körper schon ließ die Spuren der Familienkrankheit erkennen, fast gelähmte Gliedmaßen, epileptische Veranlagung, die ersten Zeichen nahender Paralyse. Das plötzliche Machtbewußtsein über Leben und Tod tat das seine — es ließ ihn erst größtentwahnstunne, dann vollendet geisteskrank zur menschlichen Bestie werden. Die Vorstellung, Beherrscher der Erde zu sein, konnte er nicht ertragen; sie lodte, ihr gemäß zu leben und — noch mehr zu sein. Maßlose Verschwendungssucht, die den fast unermesslichen Staatskassas rafflos aufbrauhte und dann einfach brutal das Volk wie eine Zitrone auspreßte, Lust zu zerstören und, wie noch keiner vor ihm, prunkvoll neu zu errichten, wechselte mit den raffiniertesten Ausschweifungen, die in Raub und Vergewaltigung römischer Frauen gipfelten, mit der Blutzucht der eigenen Schwester, mit unerfättlicher Blutgier, die im Zirkus den ersten Besten, mochte er Bürger oder Senator sein, den wilden Tieren vorwerfen ließ, mit neuer Geldgier, die einfach reiche Bürger zum Tode verurteilte und ihr Vermögen konfiszierte, und neuer Ruhmgier, die am Rhein und in Britannien lächerliche Schein-Kriege führte, eigene Legionäre als angebliche Gefangene nach Rom meldete und Wischeln als dem Ozean entzogene Kriegsbeute im Kapitäl aufbewahren ließ. Nicht genug damit, neidete er die Götter um ihren Ruhm, läßt ihre Gewitterwolken und Blitze durch ein Steinbombardement, von kostspieligen Wurfmaschinen hinaufgeschleudert, erwidern und erneuert sich selbst als „von Gottes Gnaden“, ja — zum Gott und Bruder des Jupiter, Abel und Garde, die vom Caesar profitierten, hinderten seinen Wahnsinn nicht; als das zerpöckelte und ausgelegene Volk sich erhob, brach eine neue Krankheit des Caesaren aus: der Verfolgungswahn! Blut floß über Blut! Caligula aber sprach: „Ach wollte, ihr hätte alle nur einen Hals!“ und „Ich habe das Recht, zu tun, was mir beliebt, und ein Recht über alle!“ Als sein Verfolgungswahn sich aber auch auf Abel und Garde erstreckte, erreichte ihn das Schicksal aller Caesaren; die Ermordung. Doch noch schlimmer als er wütete ein Jahrzehnt später

Nero

von dem schon sein Vater sagte: „Von mir und der Agrippina kann nur ein Scheusal kommen, das der Welt zur Weisel wird!“ Nero war eine sadistische Komödiantennatur, die den nachstehenden Befehl kommandierte und Verewigerung nur mit dem Tode bestrafte. Im Zirkus trat er öffentlich seine schledten Verse vor; 5000 Soldaten standen dabei stramm, um ihm die eingedrillten Beifallsbezeugungen zu erweisen. Sein Wüten ist bekannt, um es mehr als zu erwähnen: er ließ die eigene Mutter ermorden; seine Luxusucht und Paulust warfen für irrfinnigen Aufwand das Staatsgeld zum Fenster hinaus; die Hufe seiner Pferde waren

von Gold und mit Juwelen besetzt; seiner Paulust, der die Wohnungsnot in Rom hinderlich war, mußte die Stadt zum Opfer fallen — es ist nicht unwahrscheinlich, wenn auch nicht erwiesen, daß Rom auf seinen Befehl im Jahre 64 niederverbrannte. Fest steht jedenfalls, daß er die Christen als Brandstifter erklärte, sie als lebendige Fackeln zu Tausenden verbrennen ließ, und, mit der Zither im Arm, Verse deslamierend, wollüstig dem grausamen Schauspiel zusah. Auch sein Schicksal, in Ausschweifung sexueller Vertierung und blutiger Brutalität vorwärtsgerollt, rundete sich: der Dolch brachte ihm die Quittung. Diesem Muster-Caesaren folgten zahlreiche Nachahmer, doch nicht mehr Meister der Grausamkeit und Selbstherrlichkeit wie jene, sondern ekelhafte, bluttriefende Karikaturen, darunter am „erwähnenwertesten“ Commodus und Heliogabal, der sexuelle Entartung und asiatische Haremswirtschaft nach Rom verpflanzte.

Roms Despoten fanden im Mittelalter duhndweise Nachfolger. Es würde zu weit führen, die Sforza, Malatesta, und wie sie hießen, mehr als zu erwähnen. Erst Rußland brachte der Welt wieder ein neues Musterbeispiel des geisteskranken und vertierten Despoten von Großwahnstunnen: in

Zwan dem Schred'ichen,

dem Blutzaren des 16. Jahrhunderts, unter dem das russische Reich fast 30 Jahre lang sich unfähig zerqualen lassen mußte. Niemand im Heere oder Beamtentum zwans konnte, war er den Blicken des Zaren ausgesetzt, morgens wußten, ob er am Abend noch lebe! Zwans „stärkste“ Seite waren Sadismus und Verfolgungswahn, entsprungen aus der Kritik, die seinen Größenwahn zu bekämpfen suchte. Seine Todfeinde waren in erster Linie die Wojaren, die Abels- und Militäraristokratie, die Kaste der Ratgeber und Helfer des Zaren. An ihnen, die seine, übrigens auch wahnsinnige Mutter befeitigt hatten, nahm er furchterlichste Rache. Zu Hunderten fielen sie seinen Henkern zum Opfer; sie mußten ihm noch dankbar die Hand küssen und ihn als „gütigen Väterchen“ preisen, wenn er ihnen nur — die Ohren abschchnitt. Bei festlichen Anlässen kam es vor, daß er über das am Boden knieende Volk hinübertritt und zu Hunderten Nichtwillige sofort, vor seinen Augen, einfach abschlachten ließ. Er war Meister in allen Foltermethoden, im Verbrechen, Würgen, Pfählen, Ädern, Stechen, Verbrennen und Ertränken. Doch der Höhepunkt seiner Caesarenbrutalität war die Vernichtung Nowgorods, der Hansa-Niederlassung, auf deren Wällen er eiferfüchtig und neidisch war. Durch angeworbene Spitzel seiner Provokationsgarde ließ er einen Vorwand erfinden, angeblichen Hochverrat und Verschwörung gegen den allmächtigen russischen Diktator. Das Resultat war: Vernichtung Nowgorods und seiner Bewohner, Ermordung von 60.000 Menschen, die er — jeden Tag 1000 — verbrennen, ertränken oder sonstwie befeitigen ließ. Ihm gegenüber war Paul L., der Ende des 18. Jahrhunderts selbstherrlich in Rußland wütete, eine schlechte Nachahmung, eine sadistische Lächerlichkeit gegenüber dem grauenhaften Scheusal zwans. In einem folgenden Artikel mag von Paul und anderen, dem Caesarenwahnsinn verfallenen Despoten der Neuzeit die Rede sein. Denn — auch die konstitutionellen Staatswesen der Neuzeit haben, so unfähig es auch sein mag (Mussolini ist ja der neueste Beweis dafür) — genügende Beispiele verheerenden und leider erfolgreichsten aktiven Verfolgungswahnsinns neuer Caesaren aufzuweisen.

Rundfunk für Alle!

Programm für heute, den 27. d. M.
 Prag, 12.15, 17: Konzert; 18.15: Deutsche Sendung aus Welle 800, Vortrag des Schriftstellers Reismann über tschechische Dichter; 19.30: Konzert aus dem Repräsentationshaus. — Brann, 20: Regitationsabend. — London, 21.50: Theaterabend. — Paris, 21.30: Konzert. — Berlin, 20.30: Konzert. — Stuttgart, 21.30: Symphonieabend. — Leipzig, 20.15: Symphonie-Konzert. — Breslau, 20.30: Kammermusik. — München, 20: Volkskonzert. — Frankfurt, 20.30: Gemischter Abend. — Wien, 20.15: „Der Frauenfresser“. — Zürich, 20.30: „Die Verlobung im Laternenschein“.

Die Frist für die Vorlegung der Konfessionen, die schon einmal bis zum 23. September verlängert wurde, ist nun neuerdings vom Postministerium bis zum 10. Dezember als endgültigen Termin verlängert worden. Bis zu diesem Tage müssen alle Konfessionen unbedingt erneuert werden, sonst es noch nicht geschähen ist.

Devilenturle.

Prager Kurse am 26. November.

	Weld	Bar
100 holländische Gulden	1868,95	1970,25
100 Reichsmark	905,87	800,87
100 belgische Francs	158	154,50
100 Schweizer Francs	651,37	654,37
1 Pfund Sterling	167,50	174,07
10 Lire	136,37	138,37
1 Dollar	81,75	84,05
100 französische Francs	127,25	128,75
100 Dinar	69,9970	60,4950
1000 ungarische Kronen	4,7125	4,9125
100 polnische Bloz	483	474
100 Schilling	477,87	480,87

Tagesneuigkeiten.

Das rote Floridsdorf.

Das Bezirkssekretariat der Parteiorganisation Floridsdorf hat soeben in einem Büchlein: ihren Mitgliedern Bericht über die Tätigkeit des letzten Jahres (vom 30. Juni 1924 bis 30. Juni 1925) erstattet. Floridsdorf galt seit je als eine rote Burg; diesen Ruf bekräftigt der Bericht. Der Bezirk zählt rund 83.000 Einwohner, kaum 20.000 Erwachsene; von ihnen sind rund 23.738 organisierte Mitglieder der sozialdemokratischen Partei! Man kann also wohl annehmen, daß jeder zweite erwachsene Bewohner Floridsdorfs der sozialdemokratischen Partei angehört. Genau zwei Drittel, 66,40 Prozent der sozialdemokratischen Wähler, sind organisiert. Floridsdorf zählt also zu den besten Parteiorganisationen Oesterreichs, es ist wahrhaftig eine rote Burg. Der Bericht zeigt auch, wie emsig dort gearbeitet wurde. Im letzten Jahr wurden auch dort der Partei, obgleich das Reservoir schon erschöpft schien, noch 3102 Mitglieder gewonnen. Floridsdorf ist nun eine von den einundzwanzig Bezirksorganisationen Wiens, eine von den tausenden Lokalorganisationen Oesterreichs, aber es besitzt in der Vielgestaltigkeit und Stärke seiner politischen Organisation das kraftvolle Leben, das sich manche der bürgerlichen „Reichsparteien“ Oesterreichs wünschen würde: eine reiche Schul- und Bildungstätigkeit, acht Bibliotheken, eine starke Jugendorganisation mit 1876 Mitgliedern, eine Kinderfreundeorganisation mit 3424 Mitgliedern, eine rege Arbeiterbewegung mit 1513 Vereinsangehörigen, eine Gruppe des Republikanischen Schutzbundes mit 2123 aktiven Ordnern, eine Gruppe der Mietervereinigung mit 5520 Mitgliedern, eine Siedlergruppe mit 812, eine Kleingartengruppe mit 2800 Mitgliedern, eine Naturfreundegruppe mit 1174 Mitgliedern, vier Musikkapellen der Musikerorganisation, 22 Arbeitergesangsvereine mit 817 Mitgliedern, 1564 Mitglieder der Freiendengruppe, 362 Arbeiter-athleten, 21.455 geschäftlich organisierte Arbeiter und endlich 3935 Mitglieder der Arbeiterkonsumvereine. Die rote Burg steht auf festem Grund.

Antisemitischer Weltkongreß.

Von Hans Bauer.

Die Antisemiten haben vor einigen Wochen zu Budapest einen internationalen Kongreß abgehalten. Eigentlich sollte über ihn nichts in die Öffentlichkeit dringen. Man hatte seine Gründe. Ein rumänisches Blatt hat aber nicht dicht gehalten, und daher findet auch ein Teil der deutschen antisemitischen Blätter keine Veranlassung mehr, die Sache zu verschweigen.

Es waren Vertreter aus Frankreich, Polen, Deutschland, Schweden, England, Norwegen, Rumänien, Amerika, Italien anwesend, und diese Vertreter haben sich einmal ordentlich ihren Antisemitismus von der Leber heruntergeredet, was ja hier um so mehr ohne Bedenken, und Biererei geschehen konnte, als man vor gleichdummen Zuhörern sprach und also keine Gefahr lief, sich zu blamieren.

Als Ergebnis der Konferenz ist zu buchen, daß volle Einmütigkeit erzielt wurde. Man war ein Herz und eine Seele. Es wurde feierlich festgestellt, daß die Völker der Welt leicht in Ruhe und Frieden miteinander auskommen könnten, wenn sie das Judentum ausliefen. Betrübt waren die nationalen Gegenätze. Die Deutschen sahen neben den Franzosen und Polen und sahen nicht ein, wie so man mit den Angehörigen fremder Völker nicht in Freundschaft auskommen könnte. Das waren doch alles liebenswerte Menschen ohne Fehle und Tadel, nicht besser und nicht schlechter als sie selbst. Gehörten sie mit ihnen nicht zusammen? War es nicht an der Zeit, daß in allen Völkern das heilige Gefühl der Brüderlichkeitsgemeinschaft, der Erkenntnis der Schöpfungskameradschaft erwache? Man wurde sich der Internationalität des menschlichen Herzens bewußt, der Sinnlosigkeit des Auseinanderinschadens, kurzum dessen, was eigentlich die Juden immer sagen, die ja auch ihrer internationalen und pazifistischen Gedankengänge wegen öftentlich vermobelt wurden.

Die völkischen Blätter vermuten, daß den Juden ein heilsamer Schreck in die Glieder sahe, wenn sie von dem internationalen jüdenfeindlichen Weltkongreß hören und von dem Unwillen der Nationalisten, sich länger gegeneinander auszuspielen zu lassen, statt sich zugunsten einer internationalen Offensive gegen die Juden zu betragen.

Die internationale Solidarität war bisher ein Gedanke, dessen hoher Schätzung nicht zuletzt aus der erfreulichen Tatsache resultierte, daß antisemitische Dummköpfe ihm fern standen. Ein Wigwort, das vor zwei Jahrzehnten aufkam, behauptete, aus dem Antisemitismus könne erst dann etwas werden, wenn ein tüchtiger Jude komme und die Sache in die Hand nehme. Aber wehe der gerade von den Antisemiten als jüdisch beschriebenen Internationalität, wenn ein Antisemit in ihr herumspukt!

Im Dienste des Kapitalismus. Der Oberste Gerichtshof in Wien hat gestern eine für jeden Proletarier eindeutige Klassenentscheidung gefällt. Zur Verhandlung stand die Nichtigkeitsbeschwerde des wegen Verbrechen der Preisstreibererei zu acht Monaten Kerker und 50 Millionen K. Geldstrafe verurteilten Generaldirektors Artur Friede der Wiener Ankerbrotwerke. Unseren Lesern wird

noch erinnerlich sein, mit welchem Wutgeheul seinerzeit das Bürgerium dieses nach dem ganzen S. oberhalt noch milde Urteil aufnahm, und wie sich die Klopfflechter des Kapitalismus damals überboten, die „Schundlosigkeiten“ Friede nachzuweisen und die Handlungsweise dieser „Stütze“ der Wiener „guten Gesellschaft“ als mit der üblichen Geschäftsmoral durchaus vereinbar hinzustellen. In der Folgezeit wurde die bürgerliche Presse nicht müde, den verurteilten Direktor der Wiener Bromwunderfabrik, den, wohlgeremert, die Behörden eines bürgerlichen Staatsapparates dem Richter überantworten mußten, als ein unglückliches Opfer züchterlicher Unkenntnis der Gebrauche des bürgerlichen Geschäftslebens hinzustellen. An allem waren natürlich die verfluchten Sozialdemokraten schuld, die den „armen“ Friede in böswilliger Weise in die Schlamassel hineinkunkten. Die Hege der bürgerlichen Presse und ihrer Sintermänner hat nun Früchte getragen: Der Oberste Gerichtshof in Wien hat sich zu einem Verleugung des Kapitalismus erniedrigt und ist in der Berufungsverhandlung der Wiener Hochbrotwerke wohlwollend entgegengekommen. Das erste Urteil gegen Friede wurde laßter und dieser nur wegen Vergehens der Preisstreibererei zu drei Monaten Arrest bei Einrechnung der Untersuchungshaft und zu zwölf Millionen K. Geldstrafe verurteilt. Da die Haftung für die Geldstrafe die Ankerbrotwerke zu übernehmen haben, wird sich im Laufe der Zeit schon ein Weg finden, um sich um die Auszahlung der ganzen Summe herumzubücken. Die Wiener Bourgeoisie kann wieder aufatmen: ihr angesehenes Mitglied Friede kann wieder frei herumspazieren, das Mißleid aller Kreise, die die bürgerliche Presse lesen, ist ihm gesichert, als Märtyrer für die heilige Sache des „Gott Rimm“ zieht er ruhmreich wieder ein in die verschiedenen erflüßten Klubs und Vereine. Daß das Ansehen des Wiener Obersten Gerichtes einen furchtbaren Schlag erlitten, kümmert das Bürgerium wenig. Möge das Proletariat nur murren, — solange in Oesterreich die Christlich-sozialen und die Judenbanken regieren, kann einem Friede und Seinesgleichen ja nichts geschehen: denn niemand wird im bürgerlichen Staate willfähiger zur Dürre, als die Berechtigten.

Die anständige Frau gehört seit jeher zur Hauptstütze der heutigen Gesellschaftsordnung. Von der Proletarierin, der arbeitenden Frau überhaupt, unterscheidet sie sich vor allem dadurch, daß sie die Moral auf diesem durch sozialistische Ideen verdohtenen Erdball beschützt und hochhält. Das sieht dann so aus:

London, 26. November. Vor dem Londoner Ehegerichtsgericht spielt sich ein eigentümlicher Sensationsprozeß ab. Ein reicher Brauereidirektor klagt gegen seine Frau auf Ehescheidung, weil sie jahrelang, als die Ehegattenverleid getrennt lebten, Ehebruch mit dem Schulkameraden des ältesten Sohnes, einem jungen Manne von 17 bis 18 Jahren — die Frau ist über 45 Jahre alt — begangen habe. Die Frau bestreitet das Freundschaftsverhältnis nicht, sondern erklärt, sie habe sich mit dem jungen Manne eingelassen, weil sie ihn als späteren Gatten ihrer 15jährigen Tochter in Aussicht genommen und gewünscht habe, daß er während der Wartzeit „durch Umgang mit anständigen Frauen rein erhalten werde.“

Wir Sozialisten allerdings sagen zu dieser Art von Moral und zu solchen anständigen Frauen nur: P. A. Teufel!

Druckfehlerberichtigung. In unserer gestrigen Blatte „Tischgespräche bei Gattermayer“ hieß es, der „Tag“ habe gelogen, daß im österreichischen Parteivorstand „unter 18 Genossen 11 Juden seien“. Es soll hier statt 18 aber 13 heißen. Erst durch diese richtige Wiedergabe wird die Dinge recht deutlich.

Erst freigesprochen, dann zum Tode verurteilt. Wie erinnerlich sein dürfte, hat der Arbeiter Franz Kuzilka in Kobert bei Austerlitz die Irene Formanel am 2. Feber 1925 durch vier Revolvergeschosse getötet. Der Grund zu dieser Tat lag darin, daß die Formanel es ablehnte, mit Kuzilka zu verheiraten. Kuzilka, der sich nach der Mordtat selbst der Polizei stellte, stand am 18. Mai l. J. vor dem Schwurgericht. Die Geschworenen besahten damals einstimmig die auf Mord lautende Hauptfrage, jedoch sechs von ihnen stimmten für die Zusatzfrage auf Sinnesverwirrung. Kuzilka wurde daraufhin nur wegen Uebertretung des Waffengesetzes zu fünf Kronen Geldstrafe verurteilt. Gegen das Urteil, welches begrifflichweise Aufsehen erregte, erhob die Staatsanwaltschaft die Nichtigkeitsbeschwerde beim Obersten Gerichtshof. Der Gerichtshof gab der Beschwerde Folge und ordnete eine neuerliche Verhandlung an. Diese fand jetzt beim Brünner Schwurgericht statt und endete damit, daß Franz Kuzilka zum Tode verurteilt wurde. Den Geschworenen lagen fünf Fragen vor. Sie beantworteten die Hauptfrage auf gemeinen Mord mit 12 Ja; die Zusatzfrage auf Sinnesverwirrung 7 Nein, 5 Ja; die Beweggrundfrage mit 7 Nein, 5 Ja; die zweite Zusatzfrage auf Uebertretung des Waffengesetzes beim Mord mit 12 Ja und die dazugehörige Zusatzfrage auf Sinnesverwirrung mit 7 Nein, 5 Ja. Die Beantwortung der Hauptfrage ist gleich der des früheren Wahspruches, dagegen wurden die Zusatzfragen mit einem Nein mehr beantwortet. Diese eine Stimme hatte zur Folge, daß an Stelle des früheren Freispruches nun ein Todesurteil gefällt wurde. Der Angeklagte nahm das Urteil ruhig entgegen und erklärte mit festem Stimme: „Ich nehme die Strafe an.“ Seine alte Mutter, welche der Verhandlung beiwohnte, war von ihrer Tochter noch vor dem Urteil aus dem Saal geführt worden.

16 Millionen Kc in fünf Tagen verspielt.

Wie Blaublütige heute noch Millionenwerte verschwenden dürfen.

Nur mit Schaudern denkt man die Jahrhunderte zurückliegenden Zeiten, die sich nicht zuletzt dadurch auszeichnen, daß die getrockneten Häupter einen geradezu ungläublichen Luxus trieben und einander im Schuldenmachen überboten. Selbst die erbärmlichsten und bedeutungslosesten Vertreter der zahlreichen deutschen Fürstentümer glaubten durch Verschwendung, Prunk und Praeserei ihre edle Herkunft dokumentieren zu müssen. Nur mit Schaudern mag man auf diese Zeiten denken, weil Prunk und Verschwendung der Mächtigen von damals ihre Quelle in der schamlosesten Ausbeutung und Ausplünderung der breiten werktätigen Massen hatten. Während der leib eigene Bauer mit seiner Familie sich wie das Vieh abschinden mußte, während man ihm die Lurlosten und drückendsten Steuern auferlegte und ihm „edle Raubritter“ oft buchstäblich das Hemd vom Leibe stahlen, bauten die adeligen und mächtigen Herren stolze Burgen und Schlösser, hatten diese in verschwendendster Weise aus und verlebten darin mit Troß und Gefolge frohe Tage.

Wie erhaben fühlt sich unsere heutige Zeit über solche barbarischen Zustände! Wie stolz sind die Klopfflechter der kapitalistischen Gesellschaftsordnung darauf, daß „so etwas“ heute doch nicht mehr möglich sei. Gewiß gebe es ja auch heute noch die Gegenätze zwischen arm und reich, aber es sei doch heutzutage alles viel humaner, und der Besitz trete nicht mehr so provozierend auf wie früher — bis dann eines Tages ein Ereignis sonnenklar beweist, daß sich eigentlich gegenüber früheren Zeiten herzlich wenig geändert hat.

Kürzlich wußten die bürgerlichen Zeitungen (Geheimendweise unter der Rubrik „Interessantes aus aller Welt“ oder „Bemerkenswertes“) zu berichten, daß im Budapest National-Lasino bei einem Kartenspiel zwischen ungarischen Aristokraten der junge Baron Gerlecz auf einem Sitz vier Milliarden ungarischer Kronen verloren habe. Nach unserem Gelde hatte der „junge Baron“ bei einem Spiel also nahezu 2 Millionen tschechische Kronen verloren. Nobel, wie Aristokraten nun einmal sind, gab man dem jungen Baron Gelegenheit zu einer Rebanchepartie. Darüber berichtet nun — wohl gemerkt immer unter der Rubrik „Interessantes aus aller Welt“ — der bürgerliche Zeitungsschmud folgendes:

„Die Bank enthielt bei Beginn des Spieles nur 10 Millionen ungarische Kronen, die Beträge wuchsen aber rasch an, später kam es zu Partien um 100 Millionen, und zum Schluß betrug der Einsatz bereits eine Milliarde. Am Morgen des fünften Spieletages war die Partie zu Ende. Baron Gerlecz hatte 30 Milliarden — etwa 16 Millionen tschech. Kronen — verloren, löste dann, um seine Kartenschuld zu bezahlen, seinen Wiener und Budapest Haushalt auf und verkaufte zwei Großgrundbesitze. Mit dem Rest

seines Vermögens zog er nach England, um dort ein neues Leben zu beginnen.“

Ah, wie ist doch die Zeitung so interessant: Der „junge Baron“ verliert beim Kartenspiel 16 Millionen tschech. Kronen, verfloppelt als „Ehrenmann“ ein paar Riesensummen, um seine Spielschulden zu bezahlen und zieht nach England, um dort ein neues Leben zu beginnen“. Für die bürgerliche Presse ist damit dieser Fall erledigt. Wie könnte sie es wohl wagen, bei ihren Lesern Zweifel an der normalen Geistverfassung des Barons Gerlecz zu erwecken, der in fünf Tagen ein Millionenvermögen verliert? Wenn so ein erbärmlich bezahlter Handlungsgehilfe einmal mit der Portokasse von einigen hundert Kronen durchbrennt, so ist er ein Schurke, der das Eingelochterwerden verdient. Wenn sonst irgendein armer Teufel aus Not oder in einer pöblichen Stimmung seines moralischen Bewußtseins sich nur um ein geringes an Eigentum eines anderen vergeht, dann ist das selbstverständlich eine verabscheuenswerte Untat. Aber wenn „der junge Herr Baron“ 16 Millionen tschech. Kronen Spielschulden macht und diese mit riesigen Vermögenswerten bezahlt, für die er sein Leben noch nicht einen einzigen Finger gerührt hat, die seine Vorfahren entweder zusammen geräubert oder aus Proletariatsknochen herausgeschunden haben, dann ist das eine vornehme aristokratische Angelegenheit, die der bürgerliche Zeitungsschreiber am liebsten mit einem „Donnerwetter! Alle Achtung!“ kommentiert hätte.

So leben also in einer Zeit des europäischen Massenelends, wo ganze Völker um ihr Dasein ringen, wo Millionen von Proletariern buchstäblich um Brot und Nahrung kämpfen, wo für Millionen von Menschen die Arbeit immer noch eine tägliche Qualerei ist, die Herren Aristokraten! Sie leben mit ihrem unermeßlichen Vermögen in einer besonderen Welt, in der es keine Arrenärzte gibt, die einen „jungen Baron“ mit 16 Millionen tschech. Kronen Spielschulden entmündigen und flugs ins Tollhaus sperren; sie leben in der kapitalistischen Welt, in der es keine Staatsgewalt gibt, die einen gewissenlosen Verschwender enteiugnet und sein Praeserergut zum Nutzen der Allgemeinheit verwendet.

Millionen werktätiger Menschen darben oder hungern gar und leben ein tröstlos trauriges Dasein. Aber die Herren Aristokraten können am Spieltisch noch Millionenvermögen verlieren. Ist eine solche Gesellschaftsordnung wert, erhalten zu werden? Nein, es ist geradezu eine sittliche Pflicht, so bald wie irgend möglich einer so gemeingefährlichen Unordnung ein Ende zu bereiten, denn heute hat man wahrlich noch kein Recht, sich über „frühere barbarische Jahrhunderte“ zu entsetzen. Die Barbarei des modernen Kapitalismus steht in nichts ihren mittelalterlichen Vorläufern nach!

Neuestes von der Bildtelegraphie.

Der briefliche Verkehr vollzieht sich zwar weit langsamer als der telegraphische, er hat diesem gegenüber aber auch Vorteile. Die Nachricht gelangt bei jenem nämlich in den handschriftlichen Jüngen des Absenders zum Empfänger oder es kann dies geschehen, sofern nicht die Schreibmaschine benützt wird. So gewinnt die Mitteilung eine persönliche Note, und sie kennzeichnet sich als „echt“. Man kann aber auch telegraphisch Handschriften übertragen. Bei den sogenannten „Fernschreibern“ folgt im Empfangsort ein schreibender Griffel den Bewegungen eines fernem sendenden und bei der „Kopiertelegraphie“ wird ein fertiger Schriftsatz mit elektrischen Mitteln an einem anderen Orte wiederzeugt.

Es ist auf diesen Gebieten bereits ausgezeichnetes geleistet worden, und man dürfte damit zufrieden sein, wenn die angewendeten Verfahren nicht so schwerfällig wären. Wird für die Übermittlung eines Schriftsatzes, der ein quadratisches Blatt von 10 Zentimeter Seitenlänge einnimmt, etwa eine Viertelstunde gebraucht, so ist das für unsere auf die Minute eingestellte Wertung der Zeit zu lang. Wenn sich eine handschriftliche Telegraphie praktisch durchsetzen soll, so muß das Abfinden des Textes sich womöglich in wenigen Sekunden vollziehen, so daß in kurzer Zeit viele Nachrichten übermittelt werden können, was einen billigen Betrieb ergeben würde.

Ein derartig schnelles Arbeiten ermöglicht nun der Telegraph, der von der Telefunken-Gesellschaft in Berlin in Verbindung mit Dr. Karolus in Leipzig ausgearbeitet worden ist. Hier läßt sich ein Schriftsatz in dem angegebenen Ausmaß tatsächlich in wenigen Augenblicken versenden und im Empfangsort als Kopie wiedergeben.

Wie ist nun das System Karolus-Telefunken eingerichtet?

Im Sendegerät wird das mit einem schwarzen Schriftsatz bedeckte weiße Papier zunächst auf eine Walze gewickelt, die dann durch ein Uhrwerk in rasche und gleichmäßige Umdrehung versetzt wird. Die Walze schiebt sich dabei langsam in der Richtung ihrer Achse fort. Eine in der Nähe befindliche ortsfeste Lampe liefert nun eine griffelartig zugespitzte Strahlung, die das Papier gerade berührt. Es ist klar, daß bei der angegebenen Bewegung der Walze dieser „Lichtgriffel“ das Blatt

auf einem engspiraligen Wege umfährt, und so nach und nach alle Punkte des Schriftsatzes finden und beleuchten muß.

Nehmen wir nun an, daß in irgend einem Augenblick gerade eine unbeschriebene, als weiße Stelle des Papiers bestrahlt wird. Wenn die Sonne auf eine weiße Wand scheint, so wird diese bekanntlich hell, und kann unter Umständen das Auge recht unangenehm blenden. Eine weiße Fläche wirkt also Licht zurück; das wird auch bei der Walze geschehen, wenn der Lichtgriffel eine leere Stelle bestrahlt. Und die Rückstrahlung fällt denn auf eine sogenannte Lichtzelle, die von Dr. Schröder im Laboratorium von Telefunken als besonders empfindliches und regames Organ ausgebildet worden ist. Diese Zelle entspricht nach ihren Obliegenheiten dem Mikrophon, das im Rundfunkbetriebe zum Besprechen gebraucht wird. Sie sendet nämlich elektrische Wellen aus, sobald sie durch Bestrahlung gereizt wird und sie dient so den Zwecken einer drahtlosen Übermittlung.

Fällt jetzt im Sender das Licht auf ein Stückchen der dunkel gehaltenen Schrift, so wird daselbst alles Licht verschluckt. Bekanntlich setzen sich Lichtstrahlen dort, wo sie auf schwarze Körper treffen, in Wärme um. Es kann also keine Bestrahlung der Schröder-Zelle stattfinden; infolgedessen werden auch keine Wellen vom Sender ausgehen.

Beim Empfänger läuft nun ebenfalls eine Walze um, und diese ist mit photographischem lichtempfindlichem Papier bespannt. Auch hier ist ein von einer Lampe geleiteter Lichtgriffel am Werke, der aber, um bildlich zu sprechen, vorgehoben und zurückgezogen werden kann. Seine Steuerung erfolgt durch die wunderbare Karolus-Zelle. Wenn der Lichtgriffel das empfindliche Papier berührt, so umfährt er dieses ebenfalls spiralförmig, und das geschieht so, daß er stets die Stelle trifft, die genau derselben entspricht, die auf der Sendewalze eben beleuchtet wird. Dazu müssen beide Werke „synchron“, übereinstimmend, laufen, was allerdings nur mit feinen technischen Mitteln erreicht werden kann.

Der Griffel im Empfänger ist nun zunächst zurückgezogen, er schnell aber mit ungemeiner Behendigkeit vor, sobald elektrische Wellen auf die Karolus-Zelle fallen, um dort einen Kondensator zu

laden. Und es ist jetzt nicht schwer, abzusehen, wie die gewünschte Kopie der Schrift zustande kommt. Die weißen Stellen im Original, die ein Wellensignal auslösen, bringen im Empfänger ein Lichtgriffel zur Wirkung, und es schwarzet sich dadurch das Papier auf korrespondierenden Stellen. Was ursprünglich weiß ist, wird also bei der Wiedergabe schwarz, und entsprechend müssen die schwarzen Schriftzüge hell ausfallen, weil der Lichtgriffel sofort wieder zurückgeht, wenn keine elektrischen Schwingungen mehr die Karolus-Zelle speisen.

Die Grundzüge der geschilderten Telegraphie sind ja nicht unbekannt. Wollten wir beispielsweise einen „Phototelegraphen“ von Professor Korn schildern, so würde die Darstellung der hier gegebenen einigermassen ähnlich ausfallen. Auch Lichtzellen sind schon von Erfindern benützt worden. Allerdings nicht in der Form, die ihnen Dr. Schröder gegeben hat. Ebenso ist es bereits gelungen, Schriftzüge und Bilder drahtlos zu übertragen.

Etwas ganz Neues bei dem System von Telefunken ist aber die Karolus-Zelle. Bei dieser werden nämlich keinerlei körperliche Organe, wie Spiegelchen oder kleine Blenden bewegt, vielmehr werden die Kathodenwellen polarisierten Lichtes in einem elektrischen Kondensatorfeld gesteuert, das heißt, wirksam und unwirksam gemacht. Und darum vermag diese Empfangszelle außerst behende ihre ungemein rasch wechselnden Aufgaben zu lösen.

Wenn es gar gelingt, einen Schriftsatz oder ein Bild etwa in dem zehnten Teil einer Sekunde zu übertragen, so wäre damit eine Schnelligkeit erreicht, wie sie für das elektrische Fernsehen erforderlich ist. Ein Fernseher muß freilich besonders eingerichtet sein. Aber man könnte davor vielleicht die Schröder- und die Karolus-Zelle benutzen.

Volkswirtschaft.

Politische Zerkürung der Genossenschaftsbewegung Italiens.

Am 14. November wurde das Büro der Lega Nazionale Cooperative in Mailand auf Befehl des Präfekten von Mailand, eines Vertreters der italienischen Regierung von der fascistischen Polizei besetzt. Dabei wurde den Vertretern der italienischen Genossenschaft erklärt, daß der italienische Genossenschaftsverband aufgelöst und der Faschist Alfieri zum Liquidator bestimmt worden sei. Damit ist eine Organisation, die 30 Jahren besteht, dem Willen der Faschisten zum Opfer gefallen, obwohl diese vorher früher noch in der letzten Zeit irgendwie politisch tätig; hat, sondern einzig und allein die wirtschaftlichen Interessen ihrer Mitglieder vertreten hat.

Zu den vielen Gewalttaten, die sich der nationalen Faschismus gegenüber den sozialistischen Parteien Italiens und den Gewerkschaften hat zuschulden kommen lassen hat nun das Verwaltungsregime Mussolini einen Akt unerhörtester Gewalt auch gegen den italienischen Genossenschaftsbund vollführt. Dieses Vorgehen wird den leidenschaftlichen Brüdern aller Genossenschaftler in der ganzen Welt bevorzugen. Durch solche Verwaltungen schaltet sich Italien aus den Reihen der Kulturvolker aus.

Die Banken in der Tschechoslowakei.

Das statistische Staatsamt gibt — etwas verspätet — eine Uebersicht über die Entwicklung der Banken von 1919 bis 1923 heraus. Diese Statistik spiegelt die Entwicklung des Wirtschaftslebens in diesen Jahren wieder — sowohl die Bilanz einer Bank überhaupt einen Einblick in ihre Wirtschaft gibt. Im Jahre 1919 betrug die Anzahl der Aktienbanken 27 und stieg von da an ununterbrochen bis 1922 auf 40. Im Jahre 1923, dem Jahr der Bankensammenbrüche, sank die Anzahl der Aktienbanken auf 34. Das Aktienkapital dieser Banken betrug im Jahre 1919 rund 914 Millionen, stieg dann ununterbrochen bis 1922 auf 1906 Millionen und sank dann im Jahre 1923 aus den bereits angeführten Gründen auf 1821 Millionen. Der Reingewinn der angeführten Banken hat eine fabelhafte Entwicklung genommen. Er betrug 1919 85,8 Millionen, stieg dann alljährlich, bis er 1922 die Höhe von 280,5 Millionen erreichte und sank 1923 nur wenig, nämlich auf 280,7 Millionen. Was das Eigenvermögen der Aktienbanken betrifft, betrug das Aktienkapital im Jahre 1923 1821 Millionen. Das gesamte Eigenvermögen aber 2674 Millionen, das fremde Vermögen jedoch, das sich in der Obhut der Banken befindet, betrug 22,102 Millionen, so daß sich die Eigenvermögen der Banken zum fremden Vermögen wie 1 : 8,3 verhält. Der Reingewinn der Banken betrug im Jahre 1923 wie schon erwähnt, 280,7 Millionen. Von dem ungeheueren Geschäftsumfang der Banken gibt die nachfolgende Ziffer eine Vorstellung: Die Summe der Aktiva bzw. Passiva betrug mehr als 35 Milliarden. Daraus ist ersichtlich, welche gewaltige Rolle die Banken im Wirtschaftsleben spielen und wie sie trotz aller Wirtschaftskrisen jedes Jahr über enorme Reingewinne verfügen. Ob Konjunktur oder Krise, ob die Menschen Arbeit haben oder ob es tausende von Arbeitslosen gibt, die Banken machen immer gute Geschäfte! Aus der guten oder schlechten Beschäftigung der Industrie ziehen sie immer ihren Nutzen. Das beweist die führende Stellung des Finanzkapitals im Kapitalismus, je vorherrschend über alle anderen Arten des Kapitals und über die Gesamtheit der arbeitenden Menschen.

Kunst und Wissen.

Hans Reimann in der „Krausa“. Wie alljährlich erschien Hans Reimann auch heuer in Prag und bereitete einem bis auf den letzten Platz gefüllten Saale einen genussreichen Abend. Reimanns Satire ist von einem sästigen Humor durchtränkt, er widmet seinen „Opfern“ eine gewisse Liebe und erinnert an jene gemüthlichen Hausfrauen, die unter Tränen und Viehlosungen den Hühnern und Tauben den Hals umdrehen. Um Reimanns Vortrag ganz zu genießen, muß man allerdings die „Prominenten“ in Kunst und Politik mit all ihren Schwächen kennen. Er ist kein Späzmacher, sondern einer der verlässlichsten Wächter der Sprache und des Geistes. Neben älteren Satiren und Humoresken brachte Reimann eine Fülle neuer „Werke“. Das Publikum erzwang mehrere Zugaben. ft.

„Foshtivara“, Schauspiel von Hans Bachwitz, wird Freitag, den 4. Dezember, in einer Nachtvorstellung der Kleinen Bühne mit Blanche Dergan-Berlin in der weiblichen Hauptrolle a. G. zur Erstaufführung gelangen.

Spielplan des Neuen deutschen Theaters. Heute Freitag abends „Die verkaufte Braut“ (Gastspiel Bohnen). Samstag „Ladby Fanny“, Sonntag halb 3 Uhr nachm. „Graf von Luxemburg“, 7 Uhr „Kosenskabali“ (Gastspiel Bohnen), Montag „Tiefeland“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Heute Freitag abends „Die Steinermädels“, Samstag abends „Die tolle Lola“, Sonntag 11 Uhr „Der Ackermann und der Tod“, 3 Uhr „Der Mensch im Käfig“, halb 8 Uhr abends „Mutiger Seefahrer“, Montag „Der Gatte des Fräuleins“.

Wahre Geschichte aus Oldenburg.

Der „Grenzmark“-Flator wird folgendes ergötzliches Geschichtchen von der Waterlant geschrieben: Kommt da kürzlich ein biederer Landbewohner aus K. zum dortigen Apotheker. Es entspannt sich folgendes Gespräch: „Guten Tag! Ich will man eben ein paar Blutsauger (Blutegel) heben.“ Apotheker: Ja, liebe Man, de hibb id ganz nich mehr, de hebbs id all siet Jahr und Dag nich mehr! Der andere: So — wo kann id die Dinger krägen? Apotheker: Eh, da geht se man tum Finanzamt, da schölts Ze woll en paar krägen könn! — Gesagt, getan — er wandert zum Finanzamt und wurde dort gehörig angefahren. Worauf er erwidert: Ja, de Apotheker in K. hāt mi doch dat leggt, id könn die Dinger hier krägen! Die Folge davon war eine Verleumdungsklage des Finanzamtes gegen den Apotheker: Urteil: 20 Mark Geldstrafe. Der Apotheker bezahlt 20 Mark, schickt aber das Urteil und ein an ihn gerichtetes Schreiben dem „Bladderadatsch“ ein. Dieser schickt dem Apotheker dafür 70 Mark. Hierauf schreibt er dem Finanzamt, er habe die Strafe von 20 Mark bezahlt, vom „Bladderadatsch“ aber 70 Mark erhalten. Nun bitte er das Finanzamt um Angabe, unter welcher Andritz er den Verdienst von 50 Mark zwecks Besteuerung buchen solle.“

Wie wird der kommende Winter?

Der französische Astronom Abbé Gabriel hat der Akademie der Wissenschaften in Paris eine neue Wetterlehre unterbreitet, wonach der astronomische Zyklus von 744 Jahren, der Periode von 872 und die Halperiode von 186 Jahren sich auch auf die Meteorologie anwenden lassen. An der Hand einer von Krato aufgestellten Liste der Witterungsverhältnisse in früheren Jahrhunderten

weist er auf eine Anzahl Übereinstimmungen hin, die seiner Ansicht nach nicht das Wert des Zufalls sein können. Daraus schließt er, daß der nächste Winter mit dem Winter von 1740 übereinstimmen wird, wo die Kälte so groß war, daß sogar die Seine und die Themse wochenlang zugefroren waren, und mit den strengen Monaten Dezember 1552 und Jänner 1553.

Es ist über den heurigen Winter schon so viel gelauscht worden, daß man nicht gerne eine Prophezeiung glauben scheuten mag. Immerhin, wir nehmen auch von dieser neuesten Vorhergesagte Notiz, wollen uns aber das Gemüt nicht vorzeitig beschweren. Das Jahr ist ohnehin angefangen der großen wirtschaftlichen Not gefährlich genug.

350.000 Lire verschwunden

Rom, 24. November. Ein Banknotenpaket im Werte von 350.000 Lire, welches die Banca d'Italia in Palermo an ihre Zweigstelle in Turin gesandt hatte, ist, wie das „Giornale d'Italia“ berichtet, nach 10 Tagen in Turin eingelangt; statt der Banknoten aber enthielt das Paket lediglich altes getrocknetes Brot.

Der Film.

„Don D. Zorro's Sohn“ (United Artists). Douglas Fairbanks, der in diesem Filme die Hauptrolle spielt, ist nicht nur von seinem letzten Märchenfilm „Der Dieb von Bagdad“, sondern noch von früher her in allerbesten Erinnerung. Ein jeder seiner Filme bedeutet einen Schlager, in jedem gibt er sich anders, und erregt immer von neuem Bewunderung. Don D. ist die Fortsetzung des bekannten „Zorro, der Rächer“, und behandelt das Schicksal des jungen Sohnes Zorros in Spanien, wohn man ihn studienhalber gesandt hat. Vom Beginn bis zum Ende reißt Fairbanks den Zuschauer mit: seine geradezu fabelhafte körperliche Gewandtheit ist wahrlich bewunderungswürdig. Die Handlung ist überaus flott und erheiternd, die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig. Manche Szenen erwecken bei der Jugend einen wahren Jubel, z. B. der Kampf Zorros und seines Sohnes — beide Rollen spielt Fairbanks — gegen eine zahlreiche Schar von Soldaten, in der der Schauspieler seine Geschicklichkeit meisterhaft zum Besten gibt. Nicht minder bestaunt wird auch seine neueste Kunstfertigkeit, eine lange Peitsche zu handhaben.

„Tigerlebe.“ Der Vorwurf ist schon ein wenig abgemildert: ein junges Mädchen soll mit einem angebeteten Manne vermahlt werden, entscheidet sich aber in allerletzten Augenblick für einen tüchtigen Räuber, wobei ihr heraussteht, daß dieser eigentlich der Sohn eines angesehenen Mannes ist. Der männlich schöne Antonio Moreno als „Tiger“, und die nette E. Taylor als seine Partnerin lassen durch ihr gutes Spiel die Dürftigkeit und Unwahrscheinlichkeit der Handlung ein wenig vergessen, trotzdem aber bleibt der Film recht gewöhnliche Dingenware.

Der seinerzeit allbekannte Film „Die Lieblingsfrau des Maharadscha“ wird mit Gunnar Tolnaes und Karina Bell nochmals gedreht, und zwar von der Nordisk-Filmgesellschaft in Kopenhagen, die sich mit der Berliner Duxa zu einer Deutsch-Nordischen Film-Union zusammengeschlossen hat.

„Briefe, die ihn nicht erreichten.“ Der in Tagebuch-Form verfaßte Roman der kürzlich verstorbenen Baronin Elisabeth von Herting „Briefe, die ihn nicht erreichten“ wurde unter Regie Friedrich Jahnke verfilmt und dürfte bald auf der Leinwand erscheinen.

Der erste Bundeswintersporttag der Arbeiter-Turner.

Das erstmalig wird in unserem Bunde dem Wintersport die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt — Trodenturse und Skiturnen bilden jetzt schon den Anfang. Alle Anfänger und auch die Fortgeschrittenen sollen in Kursen geschult werden. Werbeveranstaltungen werden durchgeführt.

Der Bund veranstaltet im Riesengebirge eine Demonstration für den Wintersport und eine Heerschau. Der vierte Preis entfällt jetzt schon eine rege Propaganda für den Wintersporttag, der am 23. und 24. Jänner 1926 in Dessen Dorf stattfindet. Wir hoffen, daß die anderen Kreise (besonders der siebente Kreis) nicht zurückbleiben, und daß alle Kreise durch aktive Teilnehmer vertreten sind.

Folgende Wettbewerbe werden ausgetragen: Samstag, den 23. Jänner 1926:

9 Uhr vormittags: 20-Kilometer-Langlauf für Sportler in zwei Klassen: a) 18—30 Jahre, b) über 30 Jahre.

Halb 10 Uhr vormittags: 12-Kilometer-Langlauf für Sportler in zwei Klassen wie oben.

1 Uhr nachmittags: 6-Kilometer-Langlauf für Sportlerinnen in 2 Klassen: a) 14—18 Jahre, b) über 18 Jahre.

Halb 2 Uhr nachmittags: 6-Kilometer-Langlauf für Jugendsportler (14—18 Jahre).

Halb 3 Uhr nachmittags: 4-Kilometer-Hindernislauf für Sportler.

Sonntag, den 24. Jänner 1926.

9 Uhr vormittags: Rodeln (Eisfirerodel). Länge der Bahn 3000 Meter; Gefälle 300 Meter. Start 800 Meter, Ziel 500 Meter.

a) Für Sportler 14—18 Jahre.

b) Für Sportler über 18 Jahre.

c) Sportlerinnen 14—18 Jahre.

d) Sportlerinnen über 18 Jahre.

10 Uhr vormittags: Mannschaftslauf 5 Kilometer. Die Mannschaft kann aus höchstens 4 Sportlern bestehen. 3 werden gemietet; die Mannschaft (3 Käufer) muß geschlossen durch das Ziel.

1 Uhr nachmittags: Hauptspringen:

a) Sprunglauf der Jugendsportler 14—18 Jahre.

b) Sprunglauf der Sportler in 2 Klassen wie beim 12- und 20-Kilometer-Langlauf.

Die Wettkämpfer sind bis längstens 5. Jänner 1926 durch den Verein an den Genossen Emil Simm, Tannwald-Brand 206 zu melden. Nachmeldungen finden keine Berücksichtigung.

Anzugeben ist: Vor- und Zuname, Geburtsdaten, Beruf, Wohnort, Kreis und die Art des Wettkampfes. Zum Beispiel:

Franz Buntlich, 31. Oktober 1893, 20-Kilometer-Langlauf, Arbeiter, Bodenbach, 5. Kreis, Sprunglauf.

Mit der Meldung sind für jeden Wettkämpfer 5 Kronen Startgeld abzugeben. Ohne Startgeld ist die Nennung unzulässig. Das Startgeld ist an Gen. Rudolf Endler, Dessen Dorf 260, zu senden.

Quartieranmeldung: Die Quartieranmeldungen sind bis spätestens 8. Jänner 1926 namentlich und bereinsweise an Gen. Rudolf Endler, Dessen Dorf 260, abzugeben.

Genau ist anzugeben der Tag der Übernachtung (ob Freitag, Samstag oder Sonntag) und ob Wettkämpfer oder Gast.

Mit der Quartieranmeldung sind 3 Kronen pro Abend einzufenden, wofür das Frühstück verabreicht wird.

Alle anderen noch nötigen Mitteilungen erfolgen in der Tageszeitung, in der Presse oder im Programmheft zum ersten Wintersporttag.

Heinrich Müller, Sekretär.
Richard Reigner, Wintersportwart.

KINO-PROGRAMM vom 21. November bis 3. Dezember 1925:

Wran Urania-Kino 307A
Einziges deutsches Kino Prag. Telefon 421
„Der Gardeoffizier“
Ein reizvolles Lustspiel.

LIDO 310 3001
Don Q. — Zorro's Sohn
Abenteuerlicher Roman des Don César in 11 Tellen.

Wo verkehren wir?

Café Continental, Prag-Graffen
Goldenes Kreuzel, Prag-Neuzant.

Gastwirtschaft „Lidový dům“
der Genossenschaft „Ganymed“
Täglich Konzert **PRAG II.** Hyberná Nr. 7.

Café „Nizza“
Kgl. Weinbergs, Jungmannstraße 27.
Unser Stammlokal.

Alle Sorten Käse, Butter, Eier
Lieferant billigst Westböhmische Mäiere!
Edmund Katz, Pilsen
Sedlačekgasse 7.
Telephon 760.

Bereitet den „Sozialdemokrat“.

Herausgeber Dr. Ludwig Czech.
Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Riechner.
Druck: Deutsche Zeitungs- & G. Prag.
Für den Druck verantwortlich O. Gollt.

Kleine Chronik.

Das Totenschiff.

Der bekannte Reiseschriftsteller Colin Ross gibt in seinem jüngst erschienenen, mit zahlreichen Illustrationen versehenen Buche „Heute in Indien“ (F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig) eine Fülle hochinteressanter Kulturbilder aus Südostasien, die bei der heute im Werden begriffenen Umwälzung von Weltwirtschaft und Weltverkehr besondere Beachtung verdienen. Wir veröffentlichen nachfolgend eine Schilderung aus der Insel Sumatra, die das Kulturleben der dortigen Eingeborenen anschaulich wiedergibt.

Der Administrator eines Rabongs, einer großen Tabakplantage in der Umgebung von Medan, hatte uns zu einem großen Festtag eingeladen. Seine chinesischen Kulis feierten ihren Totengedenktag.

Jeder chinesische Tote bekommt ja alles ins Jenseits mit, was er drüben braucht: Kleidung, Nahrung, Hausgerät, bei den Reichen auch Kutsche und Dienstkulis. Freilich nicht in natura, sondern man fertigt papierne Nachbildungen, die man auf dem Grab verbrennt. Allein die Toten können doch nicht ewig von den einmal mitgegebenen Vorräten zehren. Sie brauchen Nachschub, und den schickt man ihnen von Zeit zu Zeit auf einem Papierschiff, das man anzündet und brennend auf einem fliehenden Gewässer aussetzt.

Als wir auf dem Rabong ankamen, waren alle Angehörigen der Plantage, angefangen vom Administrator bis herunter zum letzten Kuli, auf einer Wiese versammelt. In deren Mitte stand das Totenschiff, aber nicht etwa eine Dschunke, wie man sie früher fertigte. Benahe — wir leben doch nicht unweit vom Zeitalter des Dampfes. Deshalb hatten die Kulis aus Bambus und Papier die Nachbildung eines Dampfschiffes gefertigt, der

mit all den für die Seelen der Verstorbenen bestimmten Gaben beladen war. Als letztes wurde noch ein Dokument dazugelegt, das der Administrator unterschreiben und siegeln mußte. In diesem Schriftstück wünschte die Verwaltung der Plantage dem Schiff glückliche Fahrt und den Toten bestes Wohlergehen. „Das muß ich unbedingt ausstellen, siegeln und unterschreiben“, meinte der Administrator zu mir, „es ist gar nicht abzusehen, was geschehen würde, wenn ich es nicht täte.“

Den Anfang der Festlichkeiten machte eine Vorführung einer wandernden chinesischen Schauspielertruppe, wie sie über das ganze Indien ziehen, in dem chinesische Kulis arbeiten. Wie heute fast allgemein üblich, bestand die Truppe nicht mehr aus Männern, sondern aus kleinen Mädchen. Komisch genug sahen die langen Bärte und schweren Rüstungen zu den Puppengesichtern und kindlichen Körpern aus. Nach der Vorstellung opferten der Kapitän und die Vormänner vor dem Totenschiff. Dann wurde dieses angezündet. Ein Dugend Kulis ergriff das brennende Schiff, lud es sich auf die Schultern und rannte damit, was sie nur konnten, dem nahen Fluß zu. Aber die Flammen griffen so rasch um sich. Ehe die Kulis noch das Wasser erreicht hatten, mußten sie das in Flammen gehüllte Schiff fallen lassen und es war eigentlich nur mehr das ausgebrannte Gerippe, das auf den Fluß hinabgelassen werden konnte und schließlich die Strömung hinuntertrieb.

Am Abend waren wir mit der Familie des Administrators und des Assistenten Gäste des Chinesenkapitäns. Ein Schuppen war ausgeräumt und als Theater hergerichtet, auf dem die Schauspielertruppe ihre Vorstellung gab. Für uns war aus einem Bretterpodium eine Art Loge aufgebaut. Der Kapitän und seine Frau, eine Indochinesin in kostbarer Seide und überreichem Schmuck, machten die Honneurs. So ein Kapitän ist meist ein schwerreicher Mann. Er wirbt die Kulis und schließt häufig mit den Plantagen für alle von ihm Angehörigen gegen eine feste Summe ab. Es ist ein sehr lohnendes, aber auch etwas lebensgefährliches Geschäft. Seit der Administrator die Plantage verwaltete, war dies der dritte Kapitän, Seide

Vorgänger waren von ihren Leuten erschossen worden. Doch auch der Verwalter selbst trug an der Brust und den Armen die Spuren mancher Kampfes mit den Kulis.

Als erstes wurde Tee serviert. Wir nahmen kleine Schlude und spuckten sie sorgfältig in die vorgehaltenen Taschentücher wieder aus. Die Chinesen brühen ihren Tee nur mit warmem, nicht aber mit kochendem Wasser auf. Ein unvorsichtiger Schluck kann einem Dypus bringen. Den Seki, der danach kam, schlugen wir aus, da der Boy verzeigende hatte, die Wäfer aus dem eigenen Service mitzubringen. Die Holländer auf den Plantagen sind von einer fast krankhaften Anstehungsfurcht. Sie wissen warum.

Lärmend und tobend hatte die Vorstellung eingeleitet. Die Kulis lauften, auf dem Boden holtend dem Spiel, aber nur zum kleinsten Teil. Die Mehrzahl gruppierte sich um die Bankhalter im Hintergrund des Schuppens, und alsbald begann allenthalben ein wildes Gekohle. Von der Bühne gellten die grellen hohen Stimmen der Schauspielerinnen, dröhnten die Trommeln der Kapelle. Ab und zu kreischte in einer der spielenden Gruppen Streit auf. Von den Wänden des Schuppens her, wo die Gurtschellen aufgeschlagen waren, zog öbler Ruchendunst durch den Raum. Wenige bläuliche Petroleumlampen warfen trübes Licht auf die vergerietten gelben Gesichter und die fleckigen glattrasierten Schädel. Zwischen allen hindurch bewegte sich mit einem gestrorenen Köpfeln auf den Lippen der Kapitän, ungewiß, ob ihn nicht in dieser Nacht das Schicksal seiner Vorgänger ereilt.

Die Bittschriftenlinde.

Vor dem Potsdamer Stadtschloß, an der Stelle, wo der Hauptverkehr vom Bahnhof in die Stadt hinein und in den Lustgarten mündet, steht — durch ein weiches leuchtendes Schild kenntlich gemacht — die Bittschriftenlinde, ein trauriges Erinnerungssymbol an frühere „herrliche“ Zeiten, als sich Menschen so weit erniedrigten, daß sie ihre

eigene seelische oder wirtschaftliche Not offen zur Schau stellten, um der Gnade des „Allmächtigen“, nämlich des Hohenzollern Friedrich II., vor hier seinen Wohnsitz hatte, teilhaftig zu werden. Hier standen die unglücklichen Leute und warteten, ihre Bittschrift in der Hand, bis der „allergnädigste König“ seinen Kammerdiener schickte, um die Bittschriften entgegenzunehmen. Man sieht förmlich noch beim Gedanken jener Zeiten die trummern Rücken, die flehentlichen Blicke, die verlangenden Hände, welche die Bittschriften hinaushielten, die suchenden Augen, die auf die Erscheinung des „Gnadenknechters“ am Fenster warteten und ihn packen ziehen wollten. Diese Bittschriftenlinde ist ein Denkmal der Menschenehrwürdigkeit, der letzten Zuflucht, wenn es gar kein Mittel mehr gab, zu seinem Rechte zu kommen, ein Wahrzeichen der „Gnade“, in sehr vielen Fällen auch der enttäuschten Hoffnungen und hinterher gefandenen Flüche. Ein hübsches Gitter schützte diesen Pranger und Wartepfad erbarmungswürdiger Menschen gegen Gefahren, die ihm von dem regen Verkehr entsetzten könnten. Die Stadtväter, die den Baum so liebevoll erhalten, sehen nicht so sehr auf das Recht, das mit uns allen geboren wurde, als vielmehr auf die vermeintlichen Gnadenweise und die „Huldvolle“ Gesinnung, die den armen Bittstellern hier und da vielleicht einmal zuteil geworden sind. Es ist ja allemal bekannt, wie solche Bittschriften, die hier mit tausend Hoffnungen überreicht wurden, erledigt zu werden pflegten. Gelesen wurden sie von dem um Gnade Angebeteten nur in den allerletzten Fällen. Jemandem Minister trug den Inhalt dem „Allerhöchsten“ Herrn vor, und je nach seiner Darbietung erfolgte die Wahnahme des Königs. Die Gnade auf der einen Seite ist das Zeichen der Verlangen oder mangelnden Rechts auf der anderen Seite. So ist diese Bittschriftenlinde ein dauerndes Monument der Schande aus der Zeit des minderen Rechts der Untertanen, und man weiß nicht recht, ob man wünschen soll, daß dieser Baum bald eingehen möge, oder daß er ewig lebe als mahnendes Zeichen, daß solche „herrliche“ Zeiten niemals wiederkehren.